



Universität Bielefeld Universitätsschwerpunkt Lateinamerikaforschung

ARBEITSPAPIERE

Nummer 1, Juli 1975

H. Walter Schmitz

PROBLEME EMPIRISCHER SOZIALEFORSCHUNG IM INTERKULTURELLEN KONTEXT

Vortrag und Diskussion
vom 29. April 1975 im
USP Lateinamerikaforschung

I.

Zu den Sozialwissenschaften zählen sich heute zahlreiche der etablierten wissenschaftlichen Disziplinen - von der Soziologie über Psychologie und Völkerkunde bis hin zur Linguistik; an den Universitäten werden sie durch je eigene Lehrstühle vertreten, sie nehmen für sich mehr oder weniger genau eingegrenzte Untersuchungsberiche oder -ebenen in Anspruch und behaupten bei eventuellen Überschneidungen im Objektbereich, die Eigenständigkeit der Disziplin sei berechtigt wegen der Besonderheiten der verwandten Methoden.

So sehr dies vor einem wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund auch verständlich erscheinen mag, so hat doch die Praxis wissenschaftlicher Arbeit zumindest in den letzten drei Jahrzehnten die Obsoletheit dieser Trennungen sowohl auf institutioneller Ebene als auch auf der der Forschungsgegenstände überaus deutlich gemacht. Selbst die Grenze zwischen Sozial- und Naturwissenschaften, die einst so unüberwindbar erschien, hat begonnen, sich an verschiedenen Stellen zu verwischen (in der Ökologie, der Phonetik u.a.m.). Das heißt aber, daß empirische Sozialforschung nicht mehr bestimmten Disziplinen als Charakteristikum zugesprochen werden kann.

Statt dessen muß es sinnvoller erscheinen, wenn wir davon ausgehen, daß wissenschaftliche Arbeit jedweder Art wie allgemein alles Streben nach Wissen seine Gründe in praktischen oder theoretischen Problemen hat (dazu: G. Ungeheuer 1970 u. 1974). Solche Probleme überschreiten dabei in der Regel die traditionellen Grenzen zwischen den wissenschaftlichen Disziplinen.¹ Für die Überwindung der Probleme ist nun entscheidend, daß sie gedanklich oder sprachlich formuliert, d.h. gestellt werden. Die Problemstellung muß also eindeutig bestimmt sein.

Zu diesem Zweck muß der Wissenschaftler über seine unmittelbare Erfahrung hinausgehen und sich durch Abstraktion und Hervorhebung erst einmal das Feld schaffen, auf dem das Problem verstanden und eine Lösung sinnvoll werden kann (G. Ungeheuer 1970:6f). Jede Problemstellung steht dabei "...in einem rational einsehbaren Verhältnis..." (1970:6) zu anderen, mit denen sie einen "Problemkreis" bildet.

Behe man aber eine Problemlösung erreicht oder auch nur zu handeln beginnen kann, muß man eine Hypothese haben. Die Verbindung zwischen dem Problem, der Hypothese und der Problemlösung schließlich wird durch eine Theorie hergestellt, deren Funktion die eines Be-

weises der Hypothese ist und nicht die eines Erklärungszusammenhangs über einen Teil der realen Welt (obwohl auch das verlangt ist, aber erst in zweiter Linie). Denn die Hypothese ist erst dann von Nutzen, wenn man aufgrund seiner Erfahrung, seines Wissens (der empirischen Basis also) beweisen kann, daß sie als Aussage über die empirische Basis zutrifft.

Die kanonische Formulierung aller Problemstellungen heißt dann (Ungeheuer 1974): Welche Theorie beweist, daß es ein x gibt, für das gilt, daß es der empirischen Basis angehört und den gesetzten Voraussetzungen (empirische, theoretische und andere) entspricht? Problemstellungen müssen also explizieren: a) was eingeht als empirische Basis, b) welcher der leitende Gesichtspunkt ist, c) welche die wissenschaftlichen Voraussetzungen sind (welche akzeptierten Theorien usw., vor deren Hintergrund gearbeitet wird).

Weiter den Ausführungen G. Ungeheuers folgend kann Praxis als der "Vollzug von Handlungen durch Menschen" (1974:24) und praktische Problemstellung als "Reflexion über Handlungen" (ebenda) verstanden werden. Die Lösung einer praktischen Problemstellung wäre dann ein Handlungsplan, der in Handlungen verwirklicht wird (1974:25). Nun ist es entscheidend, daß jeder praktischen Problemstellung eine theoretische zugeordnet ist, die der Notwendigkeit entspricht "...unter Handlungsalternativen eine (oder eine Gruppe) als diejenige zu rechtfertigen (zu beweisen), die als Lösung der praktischen Problemstellung akzeptiert werden kann" (1974:25). Da aber das Handlungsziel der theoretischen Problemstellung die Theorie ist, muß dieser theoretischen wieder eine praktische Problemstellung adjungiert werden.

Es ist ersichtlich, daß dieses Adjungierungssystem rekursiv ist. Dies stellt in der Regel aber keine besondere Schwierigkeit dar, denn: "der Beginn dieser rekursiven Abhängigkeitsrelation ist ethische Setzung mit ihren eigenen Bedingungen" (G. Ungeheuer 1974:25) An diesem Punkte wäre die Problematik der Wertungen in der Forschung einschlägig, worauf aber an diesem Ort nicht eingegangen werden kann.

Welcher Stellenwert kommt nun in diesem dargelegten Zusammenhang der empirischen Sozialforschung zu? "Empirische Sozialforschung", so J. Friedrichs (1974:13), "ist ein problemlösendes Handeln. Es setzt gleichermaßen die genaue Formulierung eines Problems wie die Kenntnis einer angemessenen Methode zu seiner Lösung voraus".

Einer gegebenen theoretischen Problemstellung ist demnach eine praktische Problemstellung zuzuordnen, in der der Handlungsplan gesucht wird, der dem gestellten Problem adäquat ist und in dessen Endphase das Handlungsziel, die Theorie, als Lösung der theoretischen Problemstellung erreicht wird. Einen Teil dieses Handlungsplan könnte nun eine bestimmte Methode der empirischen Sozialforschung darstellen.

Wenn hier nun von Problemen empirischer Sozialforschung im interkulturellen Kontext die Rede sein soll, so müssen wir uns auf einer noch anderen Ebene bewegen, nämlich auf der der theoretischen Problemstellung, deren Lösung bestimmte Methoden der empirischen Sozialforschung als dem interkulturellen Kontext angemessen oder auch als inadäquat erweisen sollen. Mit anderen Worten ausgedrückt befassen wir uns hier mit einigen Aspekten der Methodologie der empirischen Sozialforschung und zwar mit solchen, die die Frage der Anwendbarkeit von Methoden empirischer Sozialforschung im interkulturellen Kontext betreffen.

Kultur sei hier - in Abweichung von anderen, in der Soziologie gebräuchlichen Definitionen verstanden als die Gesamtheit der Regeln, die erlernt sind, weitervermittelt werden und das menschliche Verhalten, Handeln und Denken leiten und prägen, und alle die in diesem menschlichen Verhalten, Handeln und Denken hervorgebrachten Produkte, und zwar so gefaßt, wie sie als Ergebnis wissenschaftlicher Forschung beschrieben werden. Dieser Definition zufolge kann es nicht Mitglieder, sondern nur Träger einer Kultur geben.

Unter "interkultureller Kontext" sei in diesem Zusammenhang der hier anstehenden Erörterungen die Forschungssituation verstanden, in der der Wissenschaftler Träger einer anderen Kultur ist als die Menschen, auf deren Verhalten, Handlungen, Denken und Produkte seine Untersuchung ausgerichtet ist.

II.

Die Methoden der empirischen Sozialforschung - als da z.B. sind: Interview, Intensivinterview, schriftliche Befragung, Soziometrie, Beobachtung, Inhaltsanalyse u.a.m. - sind häufig als ein Kanon von Verfahren mißverstanden worden, die unabhängig vom Problem und den grundlegenden Aussagen und Annahmen der Sozialforschung benutzt werden können (dazu: J. Friedrichs 1974:13). Daß es sich dabei in der Tat um ein Mißverständnis handelt, geht schon aus dem weiter

oben dargelegten Zusammenhang zwischen Problem, Methode und Theoriebildung hervor.

Nun sind alle diese Methoden und ihre speziellen Varianten einschließlich des nicht unerheblichen dazugehörigen statistischen Apparats in einer oder mehreren der westlichen Industrienationen entwickelt worden als Lösung eines praktischen Problems, z.B. wie festgestellt werden kann, welche Mitglieder einer Gesellschaft welchen Platz in einem Schichtungssystem einnehmen. Die Frage lautet nun, ob und inwieweit eine für ein bestimmtes Problem in einer Gesellschaft entwickelte Forschungsmethode übertragen werden kann und benutzt werden kann für die Lösung des entsprechenden Problems in einer anderen Gesellschaft, deren Mitglieder Träger einer anderen Kultur sind.² E. K. Scheuch (1962:180) meint dazu, sich speziell auf die Lehre vom Interview beziehend: "Gelegentlich (...) wird gefragt, ob es eine generelle Lehre vom Interview überhaupt geben könne oder nur Kunstlehrnen innerhalb einer speziellen Kultur. Während die letztere Fragestellung dahingehend beantwortet werden kann, daß es beides geben muß und die in verschiedenen Kulturen bewährten Kunstlehrnen ~~selbstverständlich~~ nicht übereinstimmen müssen, läßt sich die Frage nach der Übertragbarkeit allgemeiner Sätze über das Interview aufgrund der inzwischen verfügbaren Unterlagen mit einiger Wahrscheinlichkeit positiv beantworten." Wenige Zeilen später geht Scheuch jedoch sogar so weit, daß er annimmt, "bei relativ abstrakter Formulierung der Determinanten" schienen "die Beobachtungen über differenzielle Reaktionsweisen durchaus übertragbar" (1962:180).

Für die Methoden der Beobachtung nimmt R. König implizit eine interkulturelle Übertragbarkeit an, indem er Soziologie und Kultur- und Sozialanthropologie in seinem Verständnis einer allgemeinen "Kulturanthropologie" zusammenfaßt und ausführt: "Damit wird es grundsätzlich möglich, in eine dergestalt erweiterte Kulturanthropologie auch unsere fortgeschrittenen Industriegesellschaften mitaufzunehmen, wobei wir dann dieser mit der gleichen Einstellung gegenübertreten müßten wie den anderen, nämlich unter der Voraussetzung, daß uns an ihnen alles unbekannt und unvertraut ist, um nicht zum Opfer unserer eigenen kulturellen Selbstverständlichkeit sowie unserer Vorurteile zu werden" (1962:113; Hervorh. R. König).

Während nun in der ersten zitierten Aussage von E. K. Scheuch nicht unbedingt impliziert ist, daß der Interviewer Träger einer anderen Kultur ist als die Interviewten, können die anderen Aussagen durch-

aus auch als auf diesen uns hier interessierenden Sonderfall bezogen verstanden werden werden.

Um nun zu überprüfen, ob und inwieweit diese durchaus gängigen Behauptungen zutreffen oder aber eingeschränkt und modifiziert werden müssen, seien im folgenden (III.) einige Aspekte der Interview- und Beobachtungstechniken³ aus kommunikativer Sicht untersucht. Sie sollen dann (IV.) in den Rahmen der speziellen Problematik interkultureller Kommunikation gestellt werden, um daraus Modifizierungsvorschläge abzuleiten, für deren Anwendbarkeit und Effektivität Beispiele aus unserer Feldforschung anzuführen sein werden (in V.). Ein letzter Abschnitt (VI.) soll sich schließlich mit der Kommunikation der Ergebnisse befassen.

III.

Allgemein steht die Methodologie der Sozialforschung vor dem Problem, daß der Forschungsprozeß "...- da er sich auf Menschen und ihr Handeln bezieht - weitgehend aus Kommunikation mit Menschen besteht, die in direkter oder indirekter Weise über ihre Handlungen, deren Voraussetzungen und Konsequenzen befragt werden müssen" (F. Schütze et al. 1973:434). Doch werden daraus wirklich die geeigneten Konsequenzen gezogen oder liegen den bisher entwickelten Interview- und Beobachtungstechniken andere weniger angemessene Ideen zugrunde?

Um Forschungsergebnisse aus Befragungen und Beobachtungen in großen Mengen vergleichbar und meßbar zu machen, mußte man - wenn man schon nicht das Denken der Feldforscher oder Interviewer normieren konnte - wenigstens die Situationen, in denen Daten gewonnen werden, und die Art, auf die dies geschehen soll, vereinheitlichen und festlegen. Zusätzlich mußte neben der Forschungssituation auch die die Beobachtung oder das Interview leitende Theorie vergleichbar werden.⁴ Dem Ziel, solch einheitliche Situationen zu schaffen, dienen unter anderem die Schulung von Beobachtern (R. König 1962:114 ff; J. Friedrichs 1974:274 ff), die Kontrolle des Interviewerverhaltens (E. K. Scheuch 1962:152 ff; J. Friedrichs 1974:214 ff; R. L. Gordon 1971:315 ff) und ihre Festlegung auf ein "relativ einheitliches 'Folklore'" (E. K. Scheuch 1962:152) während des Interviews.⁵

Doch selbst R. König, der das Interview einmal als den "Königsweg der praktischen Sozialforschung" (1957:27) bezeichnete, warnt hier

vor allzu großem Optimismus, wenn er die Unmöglichkeit des 'distanzierten Forschers'⁶ betont: "Selbst wenn wir noch so kritisch zwischen dem Akteur einerseits und dem wissenschaftlichen Analytiker andererseits unterscheiden, werden wir es dennoch niemals verhindern können, daß wir als Analytiker zugleich konkrete Personen sind. Als solche sind wir selber eingeschlossen in den sozialen Prozeß, also Akteure und keine Beobachter" (1965:95; dazu auch: A. Cicourel 1967:79).

Interview- und Beobachtungstechniken zwingen also den Feldforscher in erster Linie dazu, kontrolliert zu verdrängen, d.h. es wird dem Interviewer die 'Gewißheit' gegeben (die keineswegs besteht; dazu: K. R. Scherer 1970:82 ff; aber auch: J. Friedrichs 1974:215-220), nichts nehme Einfluß auf den Hörer als seine Worte, so daß alle Reaktionen des Interviewten aufgrund eben der Frage (des "Stimulus") erklärt werden müssen; ⁷ ähnliches gilt für den Beobachter.⁸

Es ist deswegen nicht verwunderlich, daß man die Interaktionsprozesse in einem standardisierten Interview mit dem "stimulus-ponse-Modell" (z.B. E. K. Scheuch 1962) bzw. mit einem sehr mechanistischen Kommunikationsmodell ("Transportmodell"; siehe z.B. J. Friedrichs 1974:193 f) beschreiben zu können glaubt, obwohl gerade die standardisierte Form und der naive Glaube an ihr mechanistisches Funktionieren zu unerwarteten und deswegen durch den Interviewer nicht mehr kontrollierbaren Fehlern (durch Beeinflusung des Befragten etwa) führen (dazu: K. R. Scherer 1970:82 ff). Dagegen wird das nicht-standardisierte Interview (Intensivinterview oder Tiefeninterview), für das einige Soziologen mehr Fehlerquellen und geringere Vergleichbarkeit - beides soll durch das nicht festgelegte Interviewerverhalten bedingt sein - annehmen (J. Friedrichs 1974:233; E. K. Scheuch 1962:166), eher durch ein Kommunikationsmodell beschrieben, in dem vielschichtige gegenseitige Einflußnahmen, Aspekte der interpersonellen Wahrnehmung und situative Abhängigkeiten mitberücksichtigt werden (z.B.: J. Friedrichs 1974:228 ff).

Daraus ist zu ersehen, daß weithin angenommen wird, Standardisierungen und formale Festlegung des Interviewerverhaltens und des Interviewverlaufs führen zu exakteren Ergebnissen als ein Interview, das weitgehend Situationen der Alltagskommunikation angepaßt ist (dazu auch: H. Berger 1974:54f). Diese Annahme, die auch den Techniken der Beobachtung und des Experimentes zugrundeliegt, muß

sich jedoch als unhaltbar erweisen, wenn wir einmal die prinzipielle Unzuverlässigkeit sprachlicher Kommunikation - erst recht im interkulturellen Kontext - erkannt haben und wenn zum anderen gesehen worden ist, daß die Formalisierung letztlich aus Gründen der Auswertungstechniken eingeführt wurde und nicht nur um verlässlichere Informationen zu gewinnen.⁹

Wenn aber der Feldforscher - auch bei strenger Befolgung der 'wohl feilen' Regeln für das Interviewer-, Beobachter- und Experimentatorverhalten weder zum externen Beobachter werden, noch ohne Einfluß auf die Forschungssituation bleiben kann, dann ist er auch weiterhin als sozial handelndes Individuum zu verstehen, dessen Beobachtungen und Schlußfolgerungen auf ihm meist unbekannte Weise - aber den Regeln seiner Kultur folgend - mit seiner eigenen biographischen Situation innerhalb der sozialen Welt interagieren.

Was hiermit über den Forscher ausgesagt wurde, gilt aber in gleicher Weise für die zu befragenden oder zu beobachtenden Individuen, an deren dem Forschungsprozeß vorgängigen Regeln alltagsweltlicher Kommunikation die Regeln der Kommunikationsprozesse im Forschungsbereich sich anpassen müssen. Das heißt mit F. Schütze et al. (1973:434) gesprochen: "Der Forschungsgegenstand, nämlich der alltagsweltlich dahinlebende, seine tagtäglichen Routinen bewältigende Mensch, zwingt dem fragenden Sozialforscher seinen Stil der Kommunikation auf, sofern dieser den Objektbereich der Soziologie nicht verzerrn, sondern Denken und Handeln der Menschen so beschreiben will, wie es sich im natürlichen alltagsweltlichen Interaktionskontext der Gesellschaftsmitglieder abspielt."¹⁰ Bis-her ist man in der empirischen Sozialforschung jedoch genau umgekehrt vorgegangen und hat dann eine Unmenge von Publikationen über Ursachen und Folgen 'abweichenden Informantenverhaltens' produziert.

Es ist also festzuhalten, daß eine empirische Untersuchung darauf ausgerichtet sein muß, die natürlichen Kommunikations- und Handlungssituationen der zu befragenden oder zu beobachtenden Personen so wenig als möglich verändern oder beeinflussen sollte, da erfragtes Wissen oder beobachtete Handlungen nur in ihrem je festgestellten Kontext ihren Platz und ihre spezifische Bedeutung haben.

Hieran schließt sich sofort ein Problem an, das weitgehend unbeachtet bleibt im methodischen Vorgehen innerhalb der empirischen Sozialforschung: Gerade bei dem besonderen Bemühen um möglichst

exakte (nahezu naturwissenschaftliche) Vorgehensweisen, setzt der Forscher in der Regel unkontrolliert sein eigenes interpretatives Schema voraus, "...um auf der Grundlage vorverstandener sozialer Bedeutsamkeit bestimmte "objektive" Variablen als analyserelevant auswählen zu können" (F. Schütze et al. 1973:442). Diese Variablen tauchen dann in den operationalen Definitionen auf, die als voraussetzungslos angesehen werden, also nicht als der eigenen alltagsweltlichen Erfahrung entnommen gekennzeichnet werden. Eine Anwendung der operationalen Definitionen setzt jedoch zusätzlich noch stillschweigend voraus, daß das interpretative Schema des Forschers in seinen forschungsrelevanten Aspekten identisch oder gleichartig ist mit dem der zu befragenden oder zu beobachtenden Individuen, ohne daß dies durch vorangegangene Untersuchungen abgesichert wäre.

Interview und Beobachtung sind also "...sowohl durch das normative Regelsystem des Institutionenbereichs bestimmt, in dessen Rahmen und in Hinblick auf den..." (F. Schütze et al. 1973:443 f) Interviewte und Beobachtete kommunizieren und handeln, als auch durch das normative Regelsystem, dem der Forscher als ein Träger der Wissenschaftlersubkultur in Interviewführung und theoriegeleiteter Beobachtung folgt.

IV.

Während in der intrakulturellen Forschungssituation die Regeln der Alltagswelt noch weitgehend gemeinsame sind,¹¹ die operationalen Konzepte also u.U. noch auf eine dem Forscher und seinem Gegenüber gemeinsame vorwissenschaftliche Grundlage ('common sense') zurückgeführt werden könnten, dürfen wir in der interkulturellen Situation auch davon nicht mehr ausgehen. Neben den kulturspezifischen Wertungen in interkultureller Kommunikation laufen wir hier doppelt Gefahr bei der Umformung kommunikativer Erfahrungen in gemessene Daten.¹² Auch mag man in unserer eigenen 'befragten Gesellschaft' noch davon ausgehen können, daß zahlreiche Personen mehr oder weniger gleichartige Definitionen der "Interviewsituation" aus ihren Erfahrungen aufgebaut haben; dies kann aber kaum in Entwicklungsländern oder bei 'Naturvölkern' vorausgesetzt werden. Das Problem interkultureller Kommunikation in sozialwissenschaftlicher - hier besonders völkerkundlicher-Feldforschung ist also grundlegend aufzurollen.¹³

Wie aus zahlreichen Ethnographien hervorgeht, ist der Kommunikationskonflikt eine sehr häufige Form der Behinderung der Feldforschung oder sogar ihrer Verhinderung. "The truly formidable problem of communication between the fieldworking social anthropologist and the members of the other society lies at the heart of traditional social anthropology, although few untutored readers would have guessed this from the blander monographs of the last thirty years" (E. Ardener 1971:xvii).

In nur wenigen Fällen ist der Feldforscher nicht mit der Sprache vertraut, die von der entsprechenden Ethnie gesprochen wird, aber sozusagen nie ist er sich der Unterschiedlichkeit der non-verbalen Kommunikationsmittel bewußt, und es ist wohl kein Fall bekannt, in dem der Feldforscher (wenn er kein Einheimischer war) von vornherein Bewegungsverhalten oder Stimm- und Sprechvariationen kulturadäquat gedeutet hätte. Die Unwissenheit auf diesem Gebiet ¹⁴ erschwert oder verunmöglicht nicht nur ein richtiges Verständnis von Verhaltensweisen und Geschehnissen, die dem Forscher nicht sprachlich kommentiert werden, sondern sie läßt ihn auch sprachliche Äußerungen mißdeuten, weil er unbewußt fremde Gestik oder fremdes Entfernungsverhalten vor seinem kulturellen Hintergrund deutet und damit in der Regel falsch auslegt. Denn auf diese Weise entsteht unter anderem ein Diskrepanz zwischen der non-verbalen Mitteilung und dem sprachlich Kommunizierten, die oft zu Gunsten der ersten entschieden wird. Derartiges Verhalten gewinnt noch an Bedeutung in formalisierten Interviews, ¹⁵ wo es schon im intrakulturellen Kontext als eine der wichtigsten Fehlerquellen anzusehen ist (siehe: Rosenthal 1967).

Wie in Rede, so werden auch außerhalb die Personen nach dem eigenen Wertsystem bewertet, als vertrauenwürdig, indifferent oder gar verschlagen klassifiziert, ohne daß diese unzulässige Projektion der Werte der eigenen Kultur auf die Menschen einer fremden Gruppe immer bewußt würde.¹⁶ Subjektive Einflüsse auf die Ergebnisse der Feldforschung müssen zu einem nicht unerheblichen Teil dieser genannten Fehlerquelle zugeschrieben werden. Da noch grundlegende Forschungen zu diesem Problem fehlen, - und da vor allem die Ethnographie der Kommunikation noch zu sehr in den Anfängen steht, als daß sie schon hilfreiche Analysen hätte vorlegen können (siehe: D. H. Hymes 1964, 1972; H. W. Schmitz 1974) - ist nicht zu sagen, ob und inwieweit derartige Mißverständnisse ausgeschlossen werden können und ob das Studium und damit ein besseres Verständnis der

nonverbalen Kommunikation nicht auch für die Datenerhebung im interkulturellen Kontext hilfreich sein kann, so wie sie es in Laboruntersuchungen schon seit einiger Zeit für Soziologen und Psychotherapeuten ist (dazu: K. R. Scherer 1970).

Umgekehrt werden jedoch auch die Einheimischen auf Kommunikationsweisen und -mittel des Forschers reagieren, denn, so formulierte G. Bateson (1958:292) diesen evidenten Sachverhalt, der nur zu oft übersehen wird: "The scientist is not the only human being in the picture. His subjects also are capable of all sorts of learning and conceptualization and even, like the scientist, they are capable of errors of conceptualization." In einigen immer wieder auftauchenden Situationen wird der Feldforscher selbst zum 'Gegenstand' von Untersuchungen und Tests der Einheimischen; Fragen provozieren Gegenfragen. Der Feldforscher wird also zu einem Element der sozialen Welt, die er untersucht.

So - z.B. durch seine Angaben zu seinen Forschungsabsichten - beeinflußt der Feldforscher bewußt oder unbewußt das Bild, das sich die Menschen von ihm machen und welche Rolle sie ihm zuschreiben. Sie werden ihn seinem Verhalten entsprechend einordnen und ihr Verhalten nach dieser soziokulturellen Einordnung ausrichten. Ihm werden nur solche Informationen zugänglich gemacht, "...die "Leute wie er" in der untersuchten Kultur erhalten" (A. Weidmann 1974: 12), bzw. die er 'wert' ist.

Im Laufe der Kommunikationsprozesse lernen die Partner, Reaktionen und Wünsche des je anderen besser abzuschätzen und zu deuten. Jede Erfahrung, - immer gleich eine Bedeutung habend, da alles vor dem Hintergrund des eigenen Wissens, der eigenen Interessen und früherer Erfahrungen interpretiert wird¹⁷ - erweitert die Grundlage des quasi induktiv gewonnenen 'Bildes' des Partners (F. Weidmann 1972:9off).

Damit ist offensichtlich, daß Interpretationen von Verhaltensweisen immer abhängig sind vom eigenen kulturellen Hintergrund, der Persönlichkeit, von vorgängigen Erfahrungen mit dieser Kultur und dem Wissen über sie (als Ergebnis einer Art "Resozialisierung" des Feldforschers (M.L. Wax 1967:328); aber Interpretationen sind auch abhängig von dem Kontext, in dem die Verhaltensweisen beobachtet werden. Kontext soll hier besagen: das Wann innerhalb der Feldforschung (am Anfang weiß man weniger über die fremde Kultur als später, was die eigene Sicherheit bei der Interpretation beeinflußt), das Wie (unter welchen Umständen, in welchem Zusammenhang,

mit welchen Folgen), das Wo (an welchem Ort, mit welchen anderen Kommunikationspartnern), das Wer (wer zeigte dieses Verhalten, in welchem Zustand befand er sich) und schließlich auf welche Weise wurde dieses Verhalten erfahren (gehört, gesehen...).

Hieraus läßt sich die Forderung ableiten, daß sämtliche Bedingungen und Begleitumstände der Feldforschung zu referieren sind, angefangen von der eingenommenen Rolle des Feldforschers in der fremden Gesellschaft bis hin zu Details der Umstände des Datensammlns, da sie alle Aufschluß geben über den Wert und die Art des Materials. Leider wird diese Anforderung nur äußerst selten erfüllt (siehe: den Hollander 1967:12).

J. Beattie (1964:31) hat darauf hingewiesen, daß, während Soziologen in der intrakulturellen Forschung meist die grundlegenden Konzepte und Kategorien der Leute teilen, die sie studieren, weil sie deren Sprache sprechen, besteht eine der Hauptschwierigkeiten im interkulturellen Kontext darin, Sprache und Denkweisen der Einheimischen zu verstehen, da diese meist von seinen eigenen (des Feldforschers) sehr verschieden sind. "This is why in anthropological field-work a sound knowledge of the language of the community being studied is indispensable, for a people's categories of thought and the forms of their language are inextricably bound together."

Doch damit ist das Problem sprachlicher interkultureller Kommunikation noch nicht erschöpft. Es bleibt zu fragen: wie, von wem und über wen erhält man Informationen welchen Inhalts? - Selbst wenn der Forscher die Eingeborensprache spricht, entstehen bei der Formulierung der Frage in der Fremdsprache - sie muß sprachlich korrekt, situativ angebracht und kulturadäquat, d.h. eine für die Adressaten akzeptable und sinnvolle Frage sein - und bei der Rückübersetzung der Antwort des Befragten in die eigene Sprache große Probleme, die die Beziehung zwischen Sprache und Kultur betreffen und die oft nur durch unbegründbare persönliche Bevorzügungen der einen Form vor der anderen zu lösen sind, also persönliche und kulturelle Wertungen einfließen lassen (dazu: I. Deutscher 1971; P. Winch 1964:315 ff).

Während diese Probleme noch vom Feldforscher kontrolliert werden könnten, indem er beide Versionen veröffentlicht, die fremdsprachliche Antwort und die eigene Übersetzung (das gleiche gilt für Fragen), sind sie nicht mehr faßbar, wenn ein Übersetzer als Filter dazwischengeschaltet wird. Die Bedeutung des Übersetzers in

der Kommunikation zwischen Feldforscher und Informant ist in ihren verschiedenen Variationen oft nicht genügend beachtet worden (dazu: E. S. Glenn 1954, 1958).

Die hier aufgezeigten Schwierigkeiten können nur dann in den Griff bekommen werden, wenn wir mehr über interkulturelle Kommunikation wissen, und wenn wir den Prozeß des Feldforschens selbst als interkulturelle Kommunikation problematisieren und als solchen auch einmal einer Untersuchung unterziehen,¹⁸ um dann diese Art von Feldforschung vielleicht verlässlicher gestalten zu können. Wahrscheinlich wird der Feldforscher sich von da an weniger als teilnehmender Beobachter als vielmehr als teilnehmender Interpret und Übersetzer verstehen (siehe: G. Bateson 1958:292; J. H. Weakland 1969:886 f.).

V.

Kehren wir nun zu den einleitend gemachten Ausführungen über die Problemstellung zurück. Um zur Formulierung einer Problemstellung für eine empirische Untersuchung im interkulturellen Kontext zu gelangen, muß von einer gewissen Erfahrung oder Kenntnis des Untersuchungsfelds ausgegangen werden. Diese kann einmal im Feld selbst gewonnen werden in einer vorläufigen Exploration des Untersuchungsgegenstandes.

Der Vorteil dieses Einstiegs besteht darin, daß gleichzeitig mit der Explorationsphase die grundlegenden Lernprozesse auf Seiten des Forschers ablaufen können, die notwendig sind, um Probleme interkultureller Kommunikation kennen zu lernen und Lösungsstrategien dafür zu entwickeln, also einen sehr vorläufigen Einstieg in das normative Regelsystem der Kommunikation und des Handelns der Träger der fremden Kultur zu gewinnen. Wegen der weitreichenden Verständigungsprobleme sind während dieser Zeit kaum Interviews (im herkömmlichen Sinne) oder gar Experimente durchführbar. Vielmehr müssen das alltägliche Gespräch und ständige Beobachtungen in gegenseitiger Ergänzung praktiziert werden. Dabei ist zwar ein vorher anvisierter Forschungsgegenstand im Auge zu behalten, doch weniger um ihn schon gezielt zu verfolgen, als vielmehr um Wege des Zugangs zu ermitteln und Beziehungen zu anderen Fragestellungen aufzudecken. Erst gegen Ende dieser Phase, wenn also erste vage Vorstellungen von der existierenden Sozialstruktur und sozialen Gegensätzen aufgebaut sind, können Schlüsselinformanten¹⁹

und/oder Mitarbeiter ²⁰ gesucht werden; dies ist deshalb erst zu diesem Zeitpunkt sinnvoll, weil die Auswahl so getroffen werden muß, daß die ausgewählte Person von ihrer Stellung im gesamten Sozialgefüge her dem Feldforscher den Zugang zu möglichst vielen weiteren Informanten, Geschehnissen und Informationen auch vermitteln kann und zwar in einer bei den Kontaktpersonen Vertrauen erweckenden Weise.

Der zweite Weg, grundlegende Kenntnisse zu erwerben, die zur Formulierung der Problemstellung notwendig sind, ist der über vorhandene Literatur über das Untersuchungsgebiet oder aber über Erfahrungen und/oder Literatur bezüglich einer Kultur oder sozialen Gruppe, von der angenommen werden kann, daß sie große Ähnlichkeit mit der sozialen Gruppe aufweist, mit der sich die eigene Forschung beschäftigen soll. Dieser Zugang zum Problem kann, durch zeitliche oder finanzielle Umstände bedingt, als einzige Lösung vorkommen, er sollte aber wegen all seiner evidenten inhärenten Gefahren für die Forschung vermieden und wenn eben möglich noch durch eine kurze Explorationsphase im Feld ergänzt werden.

In der Regel dürfte es jedoch möglich sein, beide Wege nacheinander zu beschreiten, wovon die Forschungspraxis auch erheblich profitieren kann.

Auf den bis zu diesem Zeitpunkt gewonnenen Erfahrungen und Erkenntnissen muß schließlich die Formulierung der allgemeinen forschungaleitenden Problemstellung aufbauen, von der dann Teilproblemstellungen abgeleitet werden können. Die Gesamtheit der Problemstellungen führt durch die Feldforschung und bestimmt in nicht zu unterschätzendem Maße Art und Umfang der aufzufindenden Daten. Vor allem aber macht sie eine zielorientierte Forschung weit eher möglich als das traditionelle vage "eine-Kultur-verstehen-wollen".²¹

Doch da die Formulierung einer Problemstellung und der Teilproblemstellungen immer in einem Kontext stehen muß, um kommunizierbar zu sein, also theoretische wie empirische Begriffe je nach Kontext eine andere Interpretation erfahren können (mit Grenzen natürlich), ist die Problemstellung auch für Einflüsse der empirischen Forschung offen. Das heißt, was vor oder zu Beginn der Forschung z.B. unter "religiös-politischer Ämterhierarchie" verstanden wird, wird in derselben modifiziert werden können durch die Daten (dazu: G. Ungeheuer 1970:7).

Wie Angaben über die Herkunft der Problemstellung notwendig sind,

so auch über ihren Wandel während der Forschung. Ebenso müssen - gerade wegen der besonderen Bedingungen, denen die Forschung im interkulturellen Kontext ständig unterliegt - die praktischen und theoretischen Faktoren festgehalten werden, von denen die Beobachtungen oder die von Informanten erhaltenen Angaben, die aus diesen gezogenen Schlüsse und die auf ihnen aufbauenden Erklärungen in der einen oder anderen Weise abhängig sind (siehe auch: IV.).

Für Beobachtungen ist - wegen der anzunehmenden interkulturellen Unterschiedlichkeit der normativen Regelsysteme der Kommunikation und des Handelns sowie der Inkongruenz der Relevanzsysteme (dazu: H. Garfinkel 1967) - generell zu fordern, daß sie mit Informanten zu besprechen und zu analysieren sind. Andernfalls wird es immer wieder zu ethnozentristischen Beudeutungszumessungen kommen.

Aus den vorangegangenen Überlegungen in den Abschnitten III. und IV. hat der Autor folgende Vorgehensweise bei Interviews entwickelt und in seiner Feldforschung verfolgt:²²

Die vorformulierten Fragen für die Interviews waren alle bezogen auf klar formulierte Problemstellungen, wurden aber als thematische Fragen aufgefaßt. Das heißt, der Fragebogen gab die in Form von Fragen umrissenen Themen an, über die während des Interviews mit den Informanten gesprochen werden sollte, bis der dahinter stehenden Problemstellung Genüge getan war. Die Fragen wurden nicht wie "Stimuli" in jedem Interview genau abgelesen, auch war die Reihenfolge nur tentativ und nicht strikt vorgegeben. Im Gegen teil wurde darauf geachtet, daß die Fragen - wenn sie nicht schon vorher mit einigen Informanten testweise durchgesprochen werden konnten - in ihren Formulierungen möglichst den ortsüblichen, manchmal während des Interviews sogar den informantspezifischen Redeweisen angepaßt wurden. Wenn der Informant in seiner Antwort schon eine Frage berührte, die erst an späterer Stelle vorgesenen war, so wurde sie vorgezogen und in den Gesprächsablauf eingepaßt, um soweit als eben möglich auf den Kommunikationsplan des Informanten einzugehen. Zwar wurde auch die allgemeine Regel beachtet, solche Fragen erst gegen Ende des Interviews zu stellen, von denen zu vermuten war, daß sie Unbehagen oder sonstige Gegenreaktionen beim Informanten aufkommen lassen, doch konnten Rücksichten solcher Art aufgrund zu geringer Kenntnis der anderen Kultur nicht in allen Fällen vorausgeplant werden.

Insgesamt wurde also versucht, eine natürliche Gesprächssituation

der Art zuzulassen, wie sie innerhalb der untersuchten sozialen Gruppen zumindest in ähnlicher Weise möglich gewesen wäre. Dazu gehörte auch, daß man sich auf die uns unangenehmen, aber kulturspezifischen Verhaltensweisen, wie Entfernungsverhalten, Sitzordnung oder Gestik, einstellte.

Ein Schlüsselinformant und ständiger Begleiter führte mich bei fast allen Informanten ein²³ und verstand es in der Regel durch seine kontaktfreudige und gewandte Art ein Mindestmaß an Vertrauensbasis auf der Seite des Informanten zu schaffen. Besondere Bedeutung kam dabei seiner günstigen sozialen Position zu, weshalb er guten Kontakt sowohl zu den indigenas ('indios') als auch zu den Weißen ('blancos') schaffen konnte. Durch diese Art der Einführung wurden zahlreiche Interviews erst möglich; zudem konnte er manche Verständigungsschwierigkeit beheben, indem er den Informanten Fragen erläuterte, die sie nicht verstanden.

Die einführenden Worte des Schlüsselinformanten über die Ziele der Befragung wurden, falls notwendig, ergänzt oder auch richtiggestellt und entsprachen stets den tatsächlichen Zielen und Absichten. Um keinen falschen Eindruck hervorzurufen, wurde auch nur ein handschriftlicher Fragebogen mitgeführt - und kein ausgedruckter - als Gedächtnisstütze während des Interviews. Alle Interviews wurden auf Band aufgezeichnet und ergänzt durch Beobachtungen zur Situation und dem Verhalten aller Beteiligten bzw. Anwesenden.

Die meisten Interviews wurden später mit der Hilfe und in Anwesenheit des Schlüsselinformanten transkribiert, um auch hier nochmals - wie schon ständig in den Interviews - zurückfragen zu können und sich der Bedeutung der Aussagen durch einen "native speaker" versichern zu lassen.

Rückbezogen auf die den Fragen zugrundeliegenden Problemstellungen wurde ein eigener Kategorienkatalog für die inhaltliche Auflösung der Antworten ausgearbeitet, um die Interviews entsprechend aufschliessen zu können. Dabei wurden Antworten oder Teile von Antworten dann als gleich angesehen und derselben Kategorie zugeordnet, wenn sie als Paraphrasen voneinander (dazu: G. Ungeheuer 1969) betrachtet werden konnten und sich auf die hinter der Kategorie stehende Hypothese bezogen.

Insgesamt handelte es sich bei dieser Art von Interview um ein zielorientiertes Gespräch, in dem einer (der Befrager) immer wieder die Initiantenrolle übernahm, um die festgelegten Ziele zu erreichen.

chen, während der andere (der Informant) in der Regel die Rolle des Akzeptanten spielte, aber auch die Möglichkeit hatte, zum Initianten zu werden, wenn diese Möglichkeit auch nicht so oft genutzt wurde. Man würde dies wohl allgemein als Tiefen- oder Intensivinterview bezeichnen; doch kommt dieser Art von Interview im interkulturellen Kontext eine viel größere Bedeutung zu als in intrakulturellen Situationen, denn nur hier können kontrakonflikäre Strategien zur Vermeidung von interkulturellen Kommunikationskonflikten wie Durchbrechung unserer kulturspezifischen Explizitheitsgrade, Rückfragen, Paraphrasierungen sowie weitgehendes situationsadäquates Eingehen auf den Befragten und seine Kommunikationspläne Anwendung finden. Daß eine Offenheit des Interviews für solche Strategien notwendig ist, erwies sich in der Feldforschung des Autors schon in den Verständigungsschwierigkeiten bei - aus unserer Sicht - einfachsten Fragen. Auf die in Spanisch formulierte Frage: Wieviele Einwohner gibt es hier in diesem Ort? wurde z.B. "20.000" geantwortet, obwohl der Ort offenbar nicht mehr als 100 Einwohner haben konnte. Nach weiterem Nachfragen stellte sich heraus, daß der Bezugsrahmen des Informanten ein ganz anderer war als der des Fragenden. Er bezog nämlich alle die Orte ein, aus denen die Menschen in sein kleines, aber als Markttort sehr bedeutsames Dorf kommen. Die für ihn unüberschaubare Zahl der Einwohner des gesamten Markteinzugsgebietes veranlaßte ihn zu solch 'übertrieben' hohen Angaben. Nach Auflösung des Kommunikationskonflikts gab er dann eine Zahl an, die unter 100 lag. Ein anderer Informant verstand die Frage nach seiner Religionszugehörigkeit nicht, so daß weiter gefragt und dann alternativ formuliert wurde: Sind Sie katholisch oder protestantisch? Daraufhin fragte der Informant den Begleiter des Autors: "Katholisch, katholisch, was bedeutet das? Der Begleiter erläuterte so: Kannst Du beten und verehrst Du die Jungfrau Maria? Dann erst verstand der Informant und antwortete: Natürlich, ja!

Dies sind nur die einfachsten Beispiele, aber schon sie können deutlich machen, daß für die Sozialforschung im interkulturellen Kontext keineswegs die Qualifizierungen des Intensivinterviews zu treffen, wie sie für dessen Anwendung im intrakulturellen Kontext gemacht wurden. So meint etwa J. Friedrichs (1974:226): "Solche Interviews zu führen, setzt fast immer Vorkenntnisse über den Befragten und seine Lebensbedingungen voraus. Es erfordert in sehr viel stärkerem Maße die Einwilligung des Befragten als standardi-

sierte Interviews auf der Basis eingehender Information über das Ziel des Interviews." Und ein paar Zeilen weiter schreibt J. Friedrichs (1974:226), sich auf Scheuch beziehend: "So kommt dem Intensivinterview bislang im wesentlichen eine "ergänzende Funktion" zu, nämlich "als systematische Ausweitung vorwissenschaftlichen Vorverständnisses" (Scheuch 1967a, S.166); zur Hypothesenprüfung ist es kaum geeignet."

Es scheint jedoch, daß es sich lohnen würde, die Aussagen über Methoden der empirischen Sozialforschung zuerst einmal im interkulturellen Kontext zu testen,²⁴ ehe man leichtfertig zu Verallgemeinerungen schreitet und von der interkulturellen Gültigkeit und Anwendbarkeit der Lehren von Interview, Beobachtung, Experiment usw. ausgeht.

VI.

Auch die Kommunikation der Ergebnisse empirischer Sozialforschung im interkulturellen Kontext weist Besonderheiten auf, die im intrakulturellen Kontext in dieser problematischen Form erst gar nicht auftauchen. Es muß sich hierbei nämlich in der Regel um einen Rückübersetzungsprozeß handeln, in dem schon Probleme bei der Benutzung einfacher, uns geläufiger Worte und Begriffe entstehen. Denn Begriffe, die in Monographien verwandt werden, in denen über Forschungsergebnisse aus Untersuchungen in interkulturellen Kontexten berichtet werden soll, sind in Umfang und Gehalt anders zu bestimmen als zum Beispiel in nicht-ethnographischen intrakulturellen Monographien. Das heißt, wenn wir mit der deutschen Sprache z.B. ein fremdes Verwandschaftssystem beschreiben, dann gebrauchen wir die Worte "Mutter", "Onkel" usw. alle in einem anderen Sinn, als wir es sonst tun. Überspitzt könnte man sagen, daß jede ethnographische Monographie voller Katachresen ist, die - und das ist das Entscheidende - nicht als solche gekennzeichnet sind. Soll nämlich etwas in einer Sprache bezeichnet werden, wofür es kein Wort in dieser Sprache gibt, so muß ein anderes dafür genommen werden, und es entstehen Bildungen wie "Handteller", "Tischbein" und "Fuß des Berges", alles Katachresen.

G. Lienhardt hat denn auch in Erkennung dieses Problems dargelegt, daß die ethnographische Darstellung z.B. der Denkweisen eines fremden Stammes, vornehmlich ein Übersetzungsproblem darstellt, bei dem die übliche Art von Wörterbüchern keine Hilfe bieten kann.

(1954:97; dazu auch: B. Malinowski 1966, Bd.II:3-74). Denn da unsere Konzepte von Rationalität und logischer Konsistenz uns als Maßstäbe gelten, mit denen u.a. wir die Annehmbarkeit einer Monographie messen, wird die Übertragung eines 'magischen Weltbildes' mit aus unserer Sicht wesentlich irrationalen Bestandteilen in eine wissenschaftliche Sprache zu einem erheblichen Problem (siehe: P. Winch 1964:308 ff), von dessen Lösung zuviel abhängt, als daß es - wie weithin üblich - übergeangen werden könnte.

Für die Lösung dieses Problems gilt grundsätzlich, daß bei der Darstellung der Ergebnisse auf "formale Konventionen der Adressaten" (A. Weidmann 1974:23), der Wissenschaftlerwelt also, zurückgegriffen werden muß, da die beobachteten Tatbestände nur soweit als 'erklärt' gelten, wie sie durch ein in der Wissenschaftler-subkultur akzeptiertes Regel- und Begriffsgefüge ausgedrückt werden können. Diese Aufgabe der Übertragung in die Begriffe und Regeln, die uns als Wissenschaftlern zur Verfügung stehen, läßt sich nun mit P. Winch (1964:317f) so charakterisieren:

"We must somehow bring S's [a society's] conception of intelligibility (b) into (intelligible!) relation with our own conception of intelligibility (a). That is, we have to create a new unity for the concept of intelligibility, having a certain relation to our old one and perhaps requiring a considerable realignment of our categories. We are not seeking a state in which things will appear to us just as they do to members of S, and perhaps such a state is unattainable anyway. But we are seeking a way of looking at things which goes beyond our previous way in that it has in some way taken account of and incorporated the other way that members of S have of looking at things. Seriously to study another way of life is necessarily to seek to extend our own - not simply to bring the other way within the already existing boundaries of our own, because the point about the latter in their present form, is that they ex hypothesi exclude that other" (Hervorhebung: P. Winch).

Das "in-einer-fremden Kultur-leben-Lernen" stellt über die interkulturelle Kommunikation den ersten Schritt dar, die existierenden Grenzen unserer Kultur auszudehnen; der zweite Schritt ist die Darstellung der Ergebnisse, deren wahre Sätze nicht nur die Regeln enthalten, nach denen die Beobachteten in den untersuchten Situationen handelten, sondern zugleich auch die Regeln der Adressaten (dazu: A. Weidmann 1974:24). Nur in diesem Überschneidungsbereich der Regeln (oder 'Grammatiken des Sprechens und Handelns' (P.

Winch 1964:316)) kann Feldforschung erfolgreich sein, weshalb dann die Regeln der Darstellung Teil der Regeln der Beobachteten wie der Adressaten sein müssen.

Anmerkungen

- 1 So auch G. Myrdal: "In der Realität gibt es keine ausschließlich "ökonomischen" Probleme. Es gibt lediglich Probleme, und die Unterscheidung zwischen "ökonomischen" und "nicht-ökonomischen" Faktoren ist mithin bestenfalls künstlich. Bereits eine Klärung dessen, was wir unter "ökonomischen" Problemen oder "ökonomischen" Faktoren verstehen, impliziert eine Analyse, die auch die "nicht-ökonomischen" Determinanten einschließt" (G. Myrdal 1973: 23).
- 2 Für die Behandlung dieser Frage gibt es zwar auch zahlreiche einschlägige Erfahrungen von Soziologen, die in einem interkulturellen Kontext arbeiteten, doch soll hier vornehmlich auf die weiter gehenden Erfahrungen von Völkerkundlern rekurriert werden, in die sich die eigenen Erfahrungen des Autors einreihen, der von Juli 1973 bis August 1974 eine Feldforschung zu Problemen interkultureller Kommunikation im südlichen Hochland Ecuadors durchführte.
- 3 Diese Techniken wurden stellvertretend für die große Anzahl von Techniken der empirischen Sozialforschung ausgesucht, da sie als exemplarisch gelten können und zu den am häufigsten angewandten der empirischen Sozialforschung überhaupt zählen.
- 4 J. Friedrichs (1974:209) beklagt in diesem Zusammenhang - und in Bezug auf das Erreichen dieses Ziels zu Recht -, daß für dieselbe Fragestellung immer noch unterschiedliche Fragebögen konstruiert und verwendet werden, obwohl man doch mittlerweile einen allgemeingültigen Standard-Fragebogen hätte entwickeln können, über dessen Problemadäquatheit zuverlässige Ergebnisse vorliegen könnten.
- 5 Es kann J. Friedrichs (1974:216) hier nur zugestimmt werden, wenn er, Cannell u. Kahn zitierend, betont, daß die "Biklore des Interviewens" nicht viel dazu beitrage, "die interpersonellen Beziehungen zwischen Interviewer und Befragtem zu verstehen" (dazu auch: A. Cicourel 1974:148). - Andererseits ist zu bezweifeln, ob es eine Technik der Beobachtung, in demselben Sinne wie eine Technik des Interviews z.B., überhaupt geben kann. Beobachtung ist deswegen oft eine "Kunst" oder ein "Forschungsstil" genannt worden; sie kann also - nach R. L. Birdwhistell - auch nicht gelehrt, sondern nur gelernt werden (dazu: A. Weidmann 1974:16).
- 6 "Die systematische Betrachtung geht ebenso wie die standardisierte teilnehmende Beobachtung von einer Trennung von Forscher und Beobachter aus" (J. Friedrichs 1974:216; Hervorh.: J. Friedrichs)
- 7 "Entscheidend ist nämlich, daß die Frage nur ein Mittel zur Antwort ist, diese erst die gesuchte Variable. Der Fragebogen muß

- so konzipiert sein, daß die Antworten tatsächlich den Ausprägungen des angezielten Merkmals (der Variablen) entsprechen" (J. Friedrichs 1974:209). - Und E. K. Scheuch definiert das Interview als "...ein planmäßiges Vorgehen mit wissenschaftlicher Zielsetzung, bei dem die Versuchsperson durch eine Reihe gezielter Fragen oder mitgeteilter Stimuli zu verbalen Informationen veranlaßt werden soll" (1962:138).
- 8 Die Trennung von Forscher und Beobachter voraussetzend behauptet J. Friedrichs z.B.: "Das hat den Vorteil, die Kovariation der Merkmale des Beobachters und der beobachteten Ereignisse kontrollieren und messen... zu können..." (1974:274).
- 9 Dazu A. Cicourel (1974:147): "..., weil die Messungstechnik uns zwingt, "identische" Interviews mit "identischen" Fragen und Antworten anzunehmen."
- 10 Da wir mit F. Schütze et al. (1973) weitgehend konform gehen, sei es erlaubt, unsere Verwunderung darüber auszudrücken, daß man in ihren Ausführungen trotz solcher Sätze wie dieses hier zitierten an anderer Stelle eine Empfehlung von "stärker standardisierter Fragebogentechnik" (1973:474) findet oder auf die Verwendung des unangebracht einengenden und simplifizierenden Stimulus-Response-Modells (1973:494) stößt.
- 11 A. Strauss und L. Schatzmann (1955) haben allerdings gezeigt, daß diese Gemeinsamkeit u.U. nur für die Angehörigen einer sozialen Klasse existiert, so daß ein Interview über Klassengrenzen hinweg leicht an den unterschiedlichen Kommunikationsstilen scheitern kann.
- 12 Ein ausführlich beschriebenes Beispiel findet sich in: H. Berger (1974:71-75).
- 13 Schon 1950 bemerkte C. Lévi-Strauss: "Le problème ethnologique est donc, en dernière analyse, un problème de communication" (1950:xxxii).
- 14 "...we are insufficiently acquainted with the facial expressions and gestures of members of another culture. They too have a store of conventional extralingual means of expression, which, however, convey nothing to the western interviewer" (den Hollander 1967: 17). - Würde die Gestik wirklich nichts 'mitteilen', wäre die Problematik nur halb so groß; statt dessen wird die Gestik jedoch stets interpretiert - wenn auch unbewußt - und zwar in interkulturellen Situationen nur zu oft falsch. - Ein Beispiel für einen interkulturellen Kommunikationskonflikt auf non-verbaler Ebene wurde von H. W. Schmitz (1975) analysiert.
- 15 "These experiments indicate that bodily position and facial expression spontaneously shown during an interview are not random activity or noise, but have specific communicative value related to the verbal behavior" (P. Ekman 1964:301).
- 16 "All unser Denken ist nicht nur durch nationale Vorurteile belastet, sondern auch durch die Vorurteile der westlichen Kultur" (R. König 1965:98).
- 17 "Our interpretation must be a function of our concepts. It's been said before: no concepts without percepts - no percepts without concepts. Indeed,..., all perceiving is perceiving as" (G. Englebretsen 1974:156). - Dieses Interpretieren und das Verstehen einer fremden Handlung geben ihr zunächst jedoch nur für uns Bedeutung. Dieser Schritt muß unterschieden werden von der Infe-

renz, daß diese Bedeutung auch 'in den Köpfen' der Akteure vorhanden sei. Dazu ist nämlich ein zusätzliches Sich-Versichern notwendig, sei es durch andere Erfahrungen, sei es in einem speziellen Kommunikationsakt über die beobachtete Handlung, also auf einer Metalebene (dazu: Ch. K. Warriner 1969:509). Nur so kann man sich gegen ein rein ethnozentristisches Inferieren von Bedeutungen und Motiven absichern, durch das neue Wertungen einfließen würden. Ob allerdings der Inferenzschritt stets als zweiter eigener Schritt, der zudem noch eigens abgesichert werden muß, in der Praxis bewußt und vom ersten getrennt bleiben kann - wie Ch. K. Warriner (1969:509 f) glaubt - muß jedoch angezweifelt werden (dazu: F. Weidmann 1972:124).

- 18 Dies entspricht einem Vorschlag von P. Bohannan (1968:97).
- 19 "The key informant is any person who gives information relevant to any of the strategy problems of a study. In this role, the person does not give information directly related to the objectives of the interview. Instead, he helps by supplying information on the local field situation, by assisting in obtaining cooperation, by locating or contacting respondents, and by re-laying information during the progress of the study to help meet its objectives. Key informants are particularly necessary in hostile and closed communities" (R. L. Gordon 1971:106).
- 20 "Sometimes it is practical to recruit interviewers already familiar with the particular universe of discourse" (R. L. Gordon 1971:64).
- 21 Dem hält Vansina entgegen (zit. nach R. Schott 1971:294): ""It is...useless and even dangerous to arrive (in the field, RS) with a 'well-defined problem'. (This)...procedure carries with it the danger of severe distortion of the reality since the investigator will focus on 'his' problem even if it is of minor importance in the culture." - Vansina unterschätzt jedoch die Handelbarkeit der Problemstellung und unterstellt wohl, daß andere Forscher ohne Problemstellungen arbeiten, was ja auch impliziert, daß sie ohne Hypothesen arbeiten. Hier wird jedoch die Auffassung vertreten, daß jeder Forschung Hypothesen zugrundeliegen, nur daß sie im einen Fall unbewußt bleiben, in der Problemstellung aber bewußt gemacht und formuliert werden.
- 22 Diese Feldforschung (siehe Anm. 2) war Teil eines Projekts unter der Leitung von Dr. R. Hartmann (Seminar für Völkerkunde, Univ. Bonn) und konnte durchgeführt werden dank der Unterstützung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft. - Besonderer Dank gebührt Herrn Dr. Peter Masson für seine zahlreichen Anregungen und die gute Zusammenarbeit während unserer Forschungen. - Dem Schlüsselinformanten M.A.M. bleibt der Autor ganz besonders verpflichtet.
- 23 Ähnlich ging X. Albó (1970:4) in seiner Feldforschung in Cochabamba (Bolivien) vor.
- 24 Ein solcher Test würde wohl heilsame Wirkungen haben und Vorgehensweisen diskreditieren, die letztlich nur dazu führen, daß wir uns unsere ideologiebeladene Sicht der Entwicklungsländer und ihrer Probleme bestätigen lassen.

Zitierte Literatur

- Albó, Xavier: Social Constraints on Cochabamba Quechua, Latin American Studies Program, Dissertation Series, Cornell University, September 1970
- Ardener, Edwin: Introductory Essay: Social Anthropology and Language, in: (ed.) Ardener, Edwin: Social Anthropology and Language, A.S.A. Monographs 10, Tavistock Publications, London, New York, 1971, pp. ix - cii
- Bateson, Gregory: Naven. A Study of the Problems suggested by a Composite Picture of the Culture of a New Guinea Tribe drawn from Three Points of View, Stanford University Press, Stanford, 2nd edition, 1958
- Beattie, J. H. M.: Other Cultures, London, 1964
- Berger, Hartwig: Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit. Eine Kritik an Interview und Einstellungsmessung in der Sozialforschung, edition suhrkamp 712, Suhrkamp, Frankfurt, 1974
- Bohannan, Paul: Comment, on: E. T. Hall: Proxemics, in: Current Anthropology, Vol. 9, Nos. 2-3, 1968, p. 97
- Cicourel, Aaron V.: Fertility, Family Planning and the Social Organization of Family Life: Some Methodological Issues, in: The Journal of Social Issues, Vol. XXIII, No. 4, 1967, pp. 57-81
- Cicourel, Aaron V.: Methode und Messung in der Soziologie, suhrkamp taschenbuch wissenschaft 99, Suhrkamp, Frankfurt, 1974
- Deutscher, Irwin: Die Sprache in der subkulturellen und in der interkulturellen Forschung, in: (eds.) Kjolseth, R./Sack, F.: Zur Soziologie der Sprache, Sonderheft 15 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1971, pp. 87-97
- Ekman, Paul: Body Position, Facial Expression and Verbal Behavior during Interview, in: Journal of Abnormal and Social Psychology, Vol. 68, No. 3, pp. 295-301
- Englebretsen, George: Behaviorism and Perception, in: Man and World. An International Philosophical Review, Vol. 7, No. 2, 1974, pp. 149-157
- Friedrichs, Jürgen: Methoden empirischer Sozialforschung, rororo studium 28, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, 2. Aufl., 1974
- Garfinkel, Harold: Studies in Ethnomethodology, Englewood Cliffs, N.J., 1967
- Glenn, Edmund S.: Semantic Difficulties in International Communication, in: ETC.: A Review of General Semantics, Vol. XI, No. 3, 1954, pp. 163-180
- Glenn, Edmund S.: Introduction to the Special Issue: Interpretation and Intercultural Communication, in: ETC.: A Review of General Semantics, Vol. XV, No. 2, 1958, pp. 87-95
- Gorden, Raymond L.: Interviewing. Strategy, Techniques, and Tactics, The Dorsey Press, Homewood, Ill., 3rd printing, 1971
- den Hollander, A. N. J.: Social Description; the Problem of Reliability and Validity, in: (eds.) Jongmans, D. G./Gutkind, P. C. W.: Anthropologists in the Field, van Gorcum, Assen, 1967, pp. 1-34

- Hymes, Dell H.: Introduction: Toward Ethnographies of Communication, in: *American Anthropologist*, Spec. Pub., (The Ethnography of Communication), Vol. 66, No. 6, Pt. 2, 1964, pp. 1-34
- Hymes, Dell H.: Models of the Interaction of Language and Social Life, in: (eds.) Gumperz, J.J./Hymes, D.H.: *Directions in Sociolinguistics. The Ethnography of Communication*, Holt, Rinehart and Winston, New York, Chicago, 1972, pp. 35-71
- König, René: *Das Interview*, Köln, 2. Aufl., 1957
1957
- König, René: Die Beobachtung, in: (ed.) König, René: *Handbuch der Empirischen Sozialforschung*, Ferdinand Enke, Stuttgart, 1962, 107-135
- König, René: Die Grenzen der Soziologie, in: König, René: *Soziologische Orientierungen. Vorträge und Aufsätze*, Köln, Berlin, 1965, pp. 92-106
- Lévi-Strauss, Claude: *Introduction à l'œuvre de Marcel Mauss*, in: Marcel Mauss: *Sociologie et Anthropologie*, Presses Universitaires de France, Paris, 1950, pp. ix-Lii
- Lienhardt, Godfrey: Modes of Thought, in: (ed.) Evans-Pritchard, E. E.: *The Institutions of Primitive Society*, Basil Blackwell & Mott, Oxford, 1954, pp. 95-107
- Malinowski, Bronislaw: *Coral Gardens and Their Magic: A Study of the Methods of Tilling the Soil and of Agricultural Rites in the Trobriand Island*, 2 vols., George Allen & Unwin, London, 2nd edition, 1966
- Myrdal, Gunnar: *Asiatisches Drama. Eine Untersuchung über die Armut der Nationen. Eine Studie des Twentieth Century Fund in der Kurzfassung von Seth S. King*, Suhrkamp, Frankfurt, 1973
- Rosenthal, R.: Covert Communication in the Psychological Experiment, in: *Psychological Bulletin*, Vol. 67, 1967, pp. 356-367
- Scherer, Klaus R.: *Non-verbale Kommunikation. Ansätze zur Beobachtung und Analyse der außersprachlichen Aspekte von Interaktionsverhalten*, IPK-Forschungsberichte Bd. 35, Helmut Buske, Hamburg, 1970
- Schmitz, H. Walter: *Ethnographie der Kommunikation. Kommunikationsbegriff und Ansätze zur Erforschung von Kommunikationsphänomenen in der Völkerkunde*, erscheint in: IPK-Forschungsberichte Bd. 49, Helmut Buske, Hamburg, 1974
- Schmitz, H. Walter: *Interethnic Relations in Saraguro (Ecuador) from the Point of View of an Anthropology of Communication*, Paper presented at the 34th Annual Meeting of the Society for Applied Anthropology, Amsterdam, March 1975, Symposium on Interethnic Relations
- Schott, Rüdiger: Neuere Literatur über Methoden der ethnographischen Feldforschung, in: *Zeitschrift für Ethnologie*, Bd. 96, Heft 2, 1971, pp. 293-303
- Schütze, Fritz et al.: Grundlagentheoretische Voraussetzungen methodisch kontrollierten Fremdverstehens, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, 2. Band, rororo studium 55, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, 1973, pp. 433-495

- Strauss, A./Schatzman, L.: Cross-Class Interviewing. An Analysis of Interaction and Communication Styles, in: Human Organization, Vol. 14, No. 2, pp. 28-31
1955
- Ungeheuer, Gerold: Paraphrase und syntaktische Tiefenstruktur, in: Folia Linguistica, Tome III, 3/4, Mouton, The Hague, 1969, pp. 178-227
1969
- Ungeheuer, Gerold: Über wissenschaftliche Arbeit und Wissenschaft, am Beispiel linguistischer Disziplinen, in: Bibliotheca Phonetica No. 9, Karger, Basel, 1970, pp. 1-8
1970
- Ungeheuer, Gerold: Probleme, theoretische und praktische, in: Kommunikationsforschung und Phonetik, IPK-Forschungsberichte Bd. 50, Helmut Buske, Hamburg, 1974, pp. 17-26
1974
- Warriner, Charles K.: Social Action, Behavior, and Verstehen, in: Sociological Quarterly, Vol. 10, pp. 501-511
1969
- Wax, Murray L.: On Misunderstanding Verstehen: A Reply to Abel, in: Sociology and Social Research, Vol. 51, pp. 323-333
1967
- Weakland, John H.: Anthropology, Psychiatry, and Communication, in: American Anthropologist, Vol. 71, No. 5, 1969, pp. 880-888
1969
- Weidmann, Angelika: Die Feldbeobachtung, in: (eds.) von Koolwijk, J./Wicken-Mayser, M.: Techniken der empirischen Sozialforschung, 3. Bd., Erhebungsmethoden: Beobachtung und Analyse von Kommunikation, R. Oldenbourg, München, Wien, 1974, pp. 9-26
1974
- Weidmann, Fred: Grundlagen einer Kommunikationssoziologie, IPK-Forschungsberichte Bd. 42, Helmut Buske, Hamburg, 1972
1972
- Winch, Peter: Understanding a Primitive Society, in: American Philosophical Quarterly, Vol. 1, No. 4, 1964, pp. 307-324
1964

Nachtrag

- Scheuch, Erwin K.: Das Interview in der Sozialforschung, in: (ed.) König, René: Handbuch der Empirischen Sozialforschung, 1. Bd., Ferdinand Enke, Stuttgart, 1962, pp. 136-196
1962

Adresse des Autors:

H. Walter Schmitz, M.A.

Seminar für Völkerkunde
der Universität Bonn.

53 Bonn
Regina-Pacis-Weg 7

Hellwege

Ich muß gestehen, als Historiker das Gefühl gehabt zu haben, dieselbe Problematik doch schon seit sehr langer Zeit zu kennen. Ich glaube, daß man für alle Beispiele, die Sie gebracht haben, auch solche aus der Geschichtswissenschaft beibringen kann. Wie weit gelingt es, hinter die Sprache der Quellen zu kommen, wie weit ist es überhaupt möglich, die Sprache der Quellen zu verstehen? Die Frage, wie es wirklich gewesen ist, wäre der Versuch, sich in die Kultur radikal einzufühlen. Wir sind eigentlich ganz stolz gewesen, uns davon gelöst zu haben. Ich meine, aus Ihren Ausführungen entnommen zu haben, daß es zunächst darauf ankomme, die Sozialisation, wie Sie es auch nannten, doch noch nachzuholen, wie auch immer durch möglichst intensives Beschäftigen mit der Kultur: Sicheinfühlen soweit wie möglich, die Sprache so intensiv zu lernen wie möglich. Das würde im Rahmen der geschichtswissenschaftlichen Entwicklung etwa dem Versuch entsprechen, so intensiv wie möglich an die Quellen heranzukommen, um mit den Quellen und in der Sprache der Quellen praktisch kommunizieren zu können. Ein neuerer Gesichtspunkt in der Geschichtswissenschaft fordert gerade, daß es darauf ankomme, hinter die Sprache der Quellen zu gehen, auch hinter die Eigenheit der Sprache, um von daher gerade objektivierbare Aussagen, die dann auch überprüfbar sind (und zwar gerade in einer formalisierten operationalen Sprache überprüfbar sind), überhaupt zu ermöglichen. So scheinen Sie mir auch in Ihren Ausführungen ein bißchen hin- und her zuschwanken zwischen diesen beiden Ansprüchen:

einerseits das Erlebnis, daß man als Historiker eben auch immer hat, daß man noch gar nicht so richtig weiß, wovon die Leute reden. Wenn man die Quellen aus dem 15. Jahrhundert liest, ist es ein Trugschluß zu glauben, man versteünde unmittelbar, was die Leute dort sagen. Es bedarf also sehr vieler Schleichwege, auch sehr langen Einlesens, bis dann plötzlich der Groschen mal fällt oder man ein Gefühl dafür bekommt, wo die eigentlichen Indikatoren liegen, worauf man achten muß bei der Lektüre. Erst nachdem man diesen Einleseprozess vollzogen hat, glaubt man zu verstehen.

Andererseits stellt sich das Problem, wie das dann wieder für uns letztlich ausgedrückt werden kann, wie man mit modernen Fragestellungen

und Ansätzen das wieder relevant machen kann, was im 15. und 16. Jahrhundert wichtig gewesen ist, ohne daß die Leute des 15. oder 16. Jahrhunderts es für wichtig gehalten haben müssen. Wir glauben gerade, daß darin der Sinn der Geschichtswissenschaft liegt, sich nicht Probleme der Vergangenheit zu eignen zu machen, sondern Probleme von heute in Spiegelung mit der Vergangenheit deutlicher sichtbar zu machen.

Wiederholen Sie nicht im Grunde - das ist jetzt ein bißchen aggressiv formuliert - einen Erfahrungsgang, den wir mühsam im Begriff sind, uns zu ersparen?

Schmitz

In der empirischen Sozialforschung, wie sie hier betrieben wird, überlegt sich doch der Sozialforscher, der einen Fragebogen für ein Interview aufstellen möchte, in dem er z.B. die Symbole und ihre Bedeutung eruiieren möchte, die für Prestigezumessung von den befragten Personen verwandt werden, was könnte dort relevant sein? Dann greift er zurück auf seinen eigenen Erfahrungshintergrund und sagt: man spricht einer Person ein höheres Prestige zu als einer anderen, wenn sie z.B. ein Auto besitzt und die andere nicht, wenn sie insgesamt einen besseren Lebensstandard hat, möglichst viel Technik, auch in den Haushaltseinrichtungen usw.. So klopft er diesen ganzen Bereich ab und sucht ihn ab nach Variablen, z.B. Einkommen, Beruf, einzelne Konsumgüter. Indem er sein interpretatives Schema der sozialen Welt zugrundelegt, gewinnt er diese Variablen, setzt aber gleichzeitig voraus, daß die zu Interviewenden genau dieses interpretative Schema benutzen, daß also für sie auch diese Variablen relevant sind. Wenn das nämlich nicht der Fall wäre, brauchte er diese Variablen erst gar nicht ins Interview aufzunehmen, weil sie ihm nur falsche Ergebnisse bringen können. Die Informanten würden ihm zwar auch zu diesen Variablen Antworten geben, aber es ist die Frage, ob die Informanten wirklich Prestige anhand dieser Symbole bestimmen oder anhand von anderen.

Jetzt gehen wir von dort aus zu der Quelle zurück. Sie gehen mit einer bestimmten Fragestellung an Quellen einer bestimmten Zeit heran. Nun müssen Sie ja, um das Verhalten der Menschen oder ihr Handeln auf bestimmte Ziele hin erklären zu können, auch wiederum ein

interpretatives Schema voraussetzen. Sie müssen annehmen, unter bestimmten Bedingungen handeln Menschen so! Wenn Ihnen jetzt zu einem Quellenkontext über den Sie arbeiten, nichts, sagen wir, über die Religion bekannt ist (dazu gäbe es einmal keine Quellen), und Sie würden dann versuchen, das Handeln dieser Menschen zu erklären, dann könnte es sein, daß in Ihrem interpretativen Schema Elemente der Religion eine Rolle spielen. Sie würden also voraussetzen, der Glaube an einen, was weiß ich, dreifaltigen Gott bewirkte bei diesen und jenen Personen ein Verhalten in diese und jene Richtung und deswegen könnten Sie das als schlüssig voraussetzen. Sie haben aber keine Quelle, die Ihnen das belegt. Sie sind also darauf angewiesen, zu unterstellen, daß Ihr interpretatives Schema der sozialen Welt und der Handlungsweisen von Menschen gleich dem der Personen ist, über die Sie arbeiten, über die Sie Aussagen im Nachhinein treffen wollen.

Diese Hypothese aber ist mehr eine Forderung an die Personen, als daß sie irgendwie gestützt werden könnte. Da Sie jetzt auch nicht weiter kommunizieren können mit den Personen, sondern nur die Quellen haben, könnten Sie, um weitere Kommunikation aufzubauen, neue Quellen suchen, wenn, wie das in der Regel der Fall ist, aber irgendwo die Grenzen erreicht sind, sind Sie angewiesen auf Hypothasierung, die wir zwar alle im Alltag machen, deren Rechtfertigung aber im wissenschaftlichen Bereich nicht so ohne weiteres gegeben ist. Gerade unsere alltagsweltlichen Schlußfolgerungen müssen ja, das sind ja die Grundregeln wissenschaftlicher Arbeit, hinterfragt werden und auf eine gesicherte Grundlage gestellt werden. Habe ich damit in etwa in Ihre Richtung geantwortet oder ...

Hellwege

Ja, ich glaube, daß diese Wege sich für den Historiker genauso zeigen, diese Probleme würden sich auch genauso stellen. Aber gerade weil wir damit genau das Ungenügen immer wieder erleben, wie Sie es beschreiben, daß man immer wieder das Gefühl hat, letztlich hat man doch noch nicht so richtig verstanden, versuchen wir entweder auszuweichen in quantifizierende Methoden oder indem eben Probleme so gestellt werden, daß über den kontrastierenden Vergleich der eigenen Kultur mit der Fremdkultur, der eigenen Gegenwart mit der Vergangenheit, letztlich

eine Verallgemeinerung möglich wird, die dann eine idealtypische Bildung darstellt und mit der Realität und mit der Abbildung von Realität auch gar nichts mehr zu tun haben will.

Was mich nur verwundert, daß Sie dieses Ungenügen, nicht heranzukommen an die Leute, mit denen Sie kommunizieren wollen, eben auch teilen wie Historiker, daß Sie nun aber diesen Schritt weg von dem unbedingten Verstehenwollen noch nicht gerne tun möchten. Auf der anderen Seite deuten Sie aber doch gerne an, daß hier eine formalisierte Sprache gebraucht wird, so daß Sie das noch zaghafte wahrscheinlich nur ...

Schmitz

Ich weiß jetzt nicht, was Sie unter formalisierter Sprache verstehen.

Hellwege

Indem Sie dann in der Tat zu Aussagen gelangen wollen, die gar nicht mehr so sehr an den einzelnen Kontext gebunden wären, etwa über die Möglichkeiten von Statusbildung oder Statusausprägung in Gesellschaften, um dadurch dann die Spannweite von Status aufzuzeigen, ohne daß damit nun nur indianische Kultur etwa gemeint wäre.

Meyers

Das würde in etwa wohl das Problem der sogenannten Objektivität oder der Wertung überhaupt betreffen.

Hellwege

Ich würde auch leugnen, daß das ein Problem der Entwicklungsländerforschung ist. Wenn Sie von Westfalen in den bayrischen Wald gehen, haben Sie dieselbe Problematik oder wenn Sie heute zweihundert Jahre zurückgehen, verstehen Sie auch nicht mehr.

Schmitz

Ich habe also meine Anmerkungen nicht mitgelesen. Da nehme ich Bezug darauf und das ist auch einigen Soziologen bewußt geworden. Nur das Problem ist folgendes: die Soziologen gehen davon aus, daß ihre Vorgehensweise zunächst einmal die richtige ist, und wenn jetzt Informanten zu interviewen sind, meinetwegen aus einer anderen sozialen Klasse und nicht so antworten, wie die Soziologen aufgrund ihres vorausgesetzten interpretativen Schemas erwartet hatten, dann werden große Abhandlungen darüber geschrieben, wie auf bestimmte Fragen Angehörige einer bestimmten Klasse antworten und reagieren. Das sagt aber immer noch nichts darüber aus, ob wir wirklich zum Kern der Sache gekommen sind. Das ist das Problem der Soziologie hier. Jetzt geht es darum, diese Fehler nicht auch im interkulturellen Kontext zu machen. Die empirische Sozialforschung wäre schon hier, so wie sie durchgeführt wird, zu kritisieren. Wenn wir aber jetzt in den interkulturellen Bereich hineinkommen, müssen wir diese Aspekte berücksichtigen, aber auch noch zusätzlich die Aspekte, die Probleme, die sich ergeben in der interkulturellen Kommunikation, in den Möglichkeiten, Gesprächspartner zu verstehen.

Liehr

Das wäre sozusagen der Kern der Historismusdiskussion, daß man sich eben nicht nur bemüht, das Einmalige und Besondere und Einzigartige vor Gott - um jetzt mit Ranke zu sprechen - der besonderen Kultur jetzt meinetwegen bestimmter Dörfer im Süden Ecuadors, sondern daß man mit Hilfe des Vergleichs von mehreren Kulturen zu allgemeineren Aussagen zu kommen sich bemüht.

Hellwege

Warum das vergleichen, was möglichst ähnlich ist? Was würden Sie methodisch davon halten, zu vergleichen, was bewußt kontrastierend ausgewählt ist? Welche Argumente hätten Sie dafür, möglichst ähnliche Dinge zu vergleichen?

Schmitz

Ich sehe im Moment nicht, wie Sie auf die Ebene des Vergleichs kommen. Das ist für mich eine ganz andere Ebene. Zunächst einmal: Feldforschung

ist die ethnographische Ebene. Die Ebene des Vergleichs wäre die Ebene der Ethnologie. Da kommen die anderen Ebenen hinein. Da sind wir bei neuen Problemen. Erst einmal geht es darum, Material zu sammeln, Daten zu erheben, das ist das Problem, daß ich versucht habe hier zu erläutern.

Küchemann

Ich sehe hier zweierlei Ebenen: zum einen "wie" man analysiert, die Analysetechniken, das wäre, glaube ich, die eine Komponente, zum anderen die der normkonstituierenden Werte, die dem zugrundeliegen. Ich glaube, das müssen wir unterscheiden. Da wäre jetzt meine konkrete Frage: haben Sie Erfahrungen gemacht mit Gruppendiskussionen, und kommt man da entsprechend weiter?

Schmitz

Ja, ich habe eine Reihe Erfahrungen gemacht mit Schülern. Das Problem der Gruppendiskussion dort ist, daß z.B. der Schüler, der mir schon vorher von der Lehrerin als der bessere mit besseren Noten beschrieben wurde, der Wortführer ist; während die anderen dazu tendieren, ihm das nachzusprechen, was er vorher gesagt hat. Es gibt also sehr wenig Abweichungen.

Bei Erwachsenen würde ich nur dann zu einer Gruppendiskussion überhaupt schreiten, wenn ich nach einer fortgeschrittenen Feldforschung in der Lage wäre, die Erwachsenen sozial einzurichten, unter Umständen sogar ein Soziogramm oder zumindest eine grobe Schichtung des Status der einzelnen Personen vornehmen zu können. Das Problem, das sich mir noch gestellt hat, war dies, daß zwei, drei Leute gesprochen haben und die anderen nicht bereit waren, frei vor den anderen zu sprechen. Vor allem bei den Indigenas, die gekennzeichnet sind in dieser Region durch ein sehr grundlegendes Mißtrauen schon gegenüber dem Nachbarn. D.h., man sagt nichts so frei heraus, wenn ein Fremder mit einem spricht, erst recht nicht dann, wenn der Nachbar dabei ist, weil man auch gegenüber dem Fremden sich gegenseitig auszuspielen versucht. Das ist für die Analyse solcher Techniken des Umgangs mit Nachbarn und des

Erreichens bestimmter Ziele einer außenstehenden Person gegenüber sehr interessant, aber für das Gewinnen von Daten, von Aussagen über das Verhalten in der sozialen Welt im allgemeinen . . .

Hellwege

Im Grunde ist es gar kein Angriff, den ich bezwecke. Ich meine, dieselben Probleme sehen wir eben auch auf Schritt und Tritt in der Geschichtswissenschaft. Es kommt darauf an, wie man sich im Einzelfall behilft. Ich wär da gar nicht so pessimistisch. Ich meine, wenn man das eigene Verstehen derart stark unter den Scheffel stellt, dann könnte man resignieren. Es gibt aber auch viele methodische Tricks, mit deren Hilfe man dann doch zu einigermaßen überprüfbaren Aussagen kommt. Sie erwähnen die Hypothesenbildung, ich meine, wenn Sie eine klare Hypothesenbildung haben, dann wäre ja doch die Möglichkeit, ihre Beobachtungen in dieser Entwicklungsgesellschaft an der Hypothese zu prüfen oder das eine zu verifizieren oder zu falsifizieren, durchaus gegeben. Ich sehe dann Ihren Pessimismus nicht ein. Wenn Sie erst einmal eine Meßlatte haben, dann können Sie schon Aussagen machen und letztlich kommen Sie ja nicht umhin: wenn Sie dieses Übersetzungsproblem angehen, müssen Sie halt eine Meßlatte haben. Wenn Sie dieses Lattensystem oder Meßsystem dann so klar, wie es Ihnen möglich ist, ausformulieren und dabei nur die Konsistenz für sich sprechen lassen - wie das eben eine Logik hat - dann haben Sie doch zumindest einen Rahmen, innerhalb dessen Sie auch sauber argumentieren können. Sie wollen ja gar nicht Wirklichkeit abbilden, Sie wollen ja logische Gebäude offensichtlich doch auch präsentieren können.

Schmitz

Ja nun, Sie sehen die Fragen, ob Sie lediglich meinem logischen Gebäude . . .

Hellwege

Ja nun, die müssen ja überprüft werden können, der nächste kann sie ja widerlegen, aber es ist erstmal ein Stück Wissenschaft, die durchgelaufen ist.

Schmitz

Aber nehmen wir an, wir bilden eine Hypothese aus über die Stellung des Syndikus, also eine Art Sakristan in der Kirche und innerhalb des Cargosystems. Darüber bilden wir eine Hypothese. Unter Umständen können wir sie aufgrund der Literatur schon hier formulieren. Wenn wir sie aber schon hier formulieren, möchte ich für die meisten Fälle vorhersagen - das ist auch in einigen Fällen meine eigene Erfahrung gewesen - daß sich für diese Hypothese durchaus einige Bestätigungen finden lassen, daß sich aber bei näherem Hinsehen und beim Verlassen der Hypothese, wenn man sich also andere Fragemöglichkeiten eröffnet, in sehr vielen Fällen herausstellt, daß diese Hypothese in diesem sozialen Kontext nicht relevant ist. Ich finde Sie kommen gar nicht zum Problem der Stellung des Syndikus.

Hellwege

Dieses Erlebnis, dieses Aha-Erlebnis, was sicherlich das wichtigste Forschungserlebnis überhaupt ist, haben Sie aber überhaupt erst, weil Sie eine Hypothese gebildet haben.

Schmitz

Das ist klar. Wir gehen mit Hypothesen, mit Vorurteilen usw. in die Forschung. Aber wir müssen uns klar werden, daß für halbwegs formalisierte Forschungstrategien wie Interviews, wie Beobachtungen usw. die Hypothese möglichst aus dem Kontext heraus aufgebaut werden soll, natürlich auch mit unserem Hintergrund.

Küchemann

Man kann ja nun von vornherein nicht immer diesen Kontext insgesamt voraussetzen, und den muß man erst ermitteln. Jetzt meine Frage, welches sind die konstitutiven Elemente des gesellschaftlichen Normensystems? Man muß ja da irgendwie etwas zugrundelegen, um eben diese gesellschaftlichen Normen und Werte als solche zu identifizieren.

Schmitz

Nun, das Problem ist, daß eben die Werte nicht so einfach genannt

werden, sondern sie müssen sich z.B. aus Alltagsgesprächen herausziehen lassen.

Küchemann

Das ist jetzt die Technik der Feststellung.

Schmitz

Ja, das ist der Einstieg, alles weitere fügt natürlich der Feldforscher dieser Sache hinzu. Sie können zwar bestimmte Elemente auffinden oder herausziehen, aber eine Unsicherheit bleibt immer, das ist, weil wir mit Hypothesen arbeiten. Ob nachher eine konstituierte Norm wirklich so in allen ihren Elementen, wie wir sie in Monographien zu beschreiben versuchen, existiert oder ob es irgendwo Abweichungen gibt, das ist dann ein anderes Problem. Aber wir fügen dem entscheidend hinzu, von uns aus.

Liehr

Ich hatte vorhin eine Frage zu dem Methodischen. Sie haben ja in Ihren Ausführungen über empirische Sozialforschung vor allem das Interview in den Vordergrund gestellt. Sie nannten dann auch noch Beobachtungen, Experimente. Aber darüber hinaus gibt es auch noch andere Methoden, die auch im interkulturellen Vergleich angewandt worden sind. Ich denke da besonders an die geographische Methode, die von nordamerikanischen Soziologen benutzt oder entwickelt wurde, die ja auch von Historikern angewandt wird oder von Sozialantropologen z.B. Oscar Lewis in Mexiko. Wenn man sich nur einmal die Mühe macht, die Abhandlungen der Amerikanistenkongresse durchzusehen, da gibt es ja sehr häufig fertige Arbeiten. Meinen Sie nicht, daß man auf diese Weise einfache Sozialdaten bekommen könnte und dann weniger in die Schwierigkeiten hineinrennt, kulturelle Barrieren zwischen Interviewer und Interviewten heraufzubeschwören?

Schmitz

Das kommt auf die Vorgehensweise an, wenn Sie vorgehen wie Oscar Lewis und den Partner nur erzählen lassen, Sie notieren bzw. nehmen auf Band

auf, was diese Person aussagt, dann gibt das ein ungeheuer reichhaltiges und gutes Material, weil nicht nur einzelne Fakten gegeben werden, sondern auch die Art der Darstellung bleibt immer die der Person. Ich würde sagen, letzten Endes kommt es darauf an, was Sie wirklich mit dieser Methode erreichen wollen. Wenn Sie, wie Oscar Lewis, dann anschließend etwas aussagen wollen über culture of poverty, dann müssen Sie auch belegen können, daß dieser relative Einzelfall, der zunächst nur gefragt und aufgestellt wurde, verallgemeinerungsfähig ist. Dazu müssen Sie wiederum mit statistischen und weiteren Befragungsmethoden arbeiten, um nämlich zu einer breiten Grundlage zu kommen. Für diesen Einzelfall ergibt sich in der Regel ein ungeheuer reichhaltiges Material - keine Frage. Nur was wollen wir damit erreichen - das ist die Frage, die Sie am Anfang stellten.

Liehr

Erreichen möchte ich einfach damit, daß man mit vielen Methoden zum gleichen Ziel hinsteuert und von den großen Schwierigkeiten des Interviews vielleicht etwas los kommt und auch schriftliche Quellen, statistische Erhebungen, die ja auch von Orten existieren, sonstige gemachte Aufzeichnungen erfaßt und das Interview dann in die Lücken als Zusatz einsetzt.

Hellwege

Wenn ich Sie richtig verstanden habe, reden Sie ja auch keinem Methodenmonismus das Wort.

Schmitz

Es geht um Beispiele des Zugangs und Probleme, die sich daraus entwickeln.

Liehr

Ich will das nur deswegen hier anbringen, weil das Thema ja sehr allgemein ist und Sie das Interview m.E. sehr in den Vordergrund mit allen seinen

Problemen gestellt haben, mit Problemen, die sowohl hier bei Interviews gemacht werden und da sind und die auch bei Historikern bei der Quelleninterpretation genauso auftauchen.

Schmitz

Ja, genauso würde ich nicht sagen, der entscheidende Punkt ist der: Sie können zurückfragen und bekommen Antwort; wenn die Zeit und die Konzentration des Partners es erlauben, beliebig lange. Ihre Quellen dahingegen sind in der Regel begrenzt und je nach Fall natürlich von einigen wenigen Personen geschrieben. In anderen Fällen sind es hunderte. Das Interview versucht sich auszurichten auf eine Vielzahl von zu Befragenden, um aus möglichst vielen Sichtweisen ein und dasselbe Problem behandelt zu bekommen. Ich meine darin liegt schon ein Unterschied. Wir haben immer das Problem der Rückkoppelung, der Rückfragung, die im Text m.E. begrenzt ist. Sie können einen Text lesen und können ihn vergleichen mit anderen. Aber ob Sie den Text richtig verstanden haben, können Sie nicht sicherstellen. Ich kann aber in weiterer Interaktion mit meinem Interviewpartner, so wie wir das auch im Alltag können, einigermaßen sicherstellen, daß wir dasselbe meinen. Das, würde ich sagen, macht den Hauptunterschied zum Interview aus.

Hellwege

Darüber bin ich völlig Ihrer Meinung. Sie können die Gegenprobe gleich mit einbauen bei der Befragung.

Schmitz

Es ging, um das vielleicht noch klarzustellen, mir darum, mich abzusetzen von der Auffassung, die allgemein vertreten wird in den westlichen Industrienationen, daß das stark standardisierte Interview das verlässlichste ist, die besten Ergebnisse bringt usw., und daß dies auch interkulturell anwendbar ist.

Hellwege

Darf ich noch einmal fragen, würden Sie sich denn der Interpretation anschließen, daß Sie im Grunde geschrieben haben, welche Schritte Sie gehen müssen oder Sie vorschlagen, um das adäquate Milieu zu schaffen, in dem Sie dann Daten erheben, die anschließend wissenschaftlich und unter Hypothesenbildung zu verarbeiten sind?

Schmitz

Ich weiß nicht, ob wir uns da wirklich verstanden haben. Wenn ich das recht sehe, habe ich versucht, darzustellen, daß wir zunächst mit bestimmten Hypothesen und Vorstellungen von der eigenen wie der fremden Realität in die Feldforschung hineingehen, daß die eigentlichen Problemstellungen aber erst gebildet werden können nach einer Explorationsphase.

Hellwege

Sie würden mir aber zustimmen, daß das immer der Fall ist, egal wo wir forschen, ob in Ostwestfalen oder im bayrischen Wald. Wir gehen mit bestimmten Hypothesen in die Region, die Hypothesen, die für uns schon sehr plausibel sein mögen, werden dort zur Debatte gestellt, und wir sind gezwungen oder nicht gezwungen zurückzunehmen oder festzuschreiben. Wo ist da der qualitative Unterschied?

Schmitz

Der besteht darin, daß ich versucht habe, die Hypothesen, so wie ich sie für die einzelnen Fragen meiner Fragebögen formuliert habe, zu basieren auf einem Vorverständnis, das ich an Ort und Stelle in Gesprächen und Beobachtungen mit den Leuten gewonnen habe.

Hellwege

Das können Sie im bayrischen Wald auch machen.

Schmitz

Das können wir auch hier machen. Wir müssen aber sehen bei den meisten Beobachtungen in der Bundesrepublik, daß die Leute nicht erst hingehen und in einer Explorationsphase die Variablen ermitteln, die relevant sind, sondern grundsätzlich voraussetzen, daß ihr interpretatives Schema das gleiche ist wie das der Leute etwa im bayrischen Wald.

Hellwege

Man hat wahrscheinlich soviel Präkonzepte mittlerweile internalisiert, daß man auf Schritt und Tritt in Fallen läuft. Aber deswegen frage ich eben, wo liegt der qualitative Sprung zur Entwicklungsgesellschaft?

Schmitz

Der qualitative Sprung liegt darin, daß wir selbst mit dem "letzten Ostfriesen", selbst mit der "letzten Person aus dem bayrischen Wald" noch grundlegende Kategorien nicht nur in sprachlicher Art, sondern auch in unserer Denkweise gemeinsam haben und daß hier noch eine gewisse Berechtigung besteht, von unserem interpretativen Schema zunächst einmal auszugehen. Im interkulturellen Kontext, wo der Forscher Träger einer anderen Kultur ist, als sein Gegenüber, sind jedoch andere Hinterfragungen notwendig. Dem angemessen sein muß die Methodik, mit der wir vorgehen. Zumindest bin ich dazu gekommen, daß das Intensivinterview, weil es eben bestimmte Möglichkeiten von kontrakonfliktären Strategien offen läßt, adäquater ist zur Lösung der Probleme, als es hier den Soziologen vielfach erscheinen mag.

Meyers

Man sollte sich dennoch immer bewußt sein, daß das Kategorienschema, das man auch nach bestem Studium dieser Gesellschaft dann anlegt, immer abhängig ist von dem eigenen sozialen Kontext, von der eigenen sozialen Umwelt. Das hat ja nicht zuletzt Aaron Cicourel kürzlich noch einmal ad extensum dargelegt.

Schmitz

Nein, ich würde sagen, ich stütze mich geradezu auf die Vorarbeit, die innerhalb des Bereiches der Ethnomethodologie gemacht worden ist.

Hellwege

Man kann ja auch beobachten, daß neuerdings, Gott sei dank, mit Entwicklungsländerforschungsmethoden - nennen wir es mal so - industrialisierte Länder untersucht werden. Das zeigt ja eben doch, daß es hier nicht darum geht, ein milieu- oder kontextgebundenes Wissenschaftshypothesengerüst zu formen, sondern daß das ein Hypothesengerüst sein sollte, das eben nicht kontextgebunden, sondern übertragbar ist.

Schmitz

Ich will nicht irgendeine "entwicklungslandspezifische" Methode aufbauen. Wenn ein Einheimischer aus dem Süden Ecuadors, der die Leute kennt, dieses Problem, das ich zu untersuchen versucht habe, angeht, wird er es schon mit ganz anderen Methoden machen können als ich. D.h., im Grunde genommen macht er dann eine Untersuchung in einem Entwicklungsland. Aber er kann mit anderen Methoden vorgehen, weil für ihn das Problem der interkulturellen Kommunikation nicht gegeben ist.

Küchemann

Das ist bei Indios in Ecuador oder Peru meistens der Fall, daß jemand aus Lima genau die gleichen Schwierigkeiten hat. Es sei denn, er ist vom äußeren her genauso und spricht die gleiche Sprache. Er muß praktisch dort aufgewachsen sein, die gleichen Gesten haben, um nicht gleich in einem anderen sozio-kulturellen Kontext eingeordnet zu werden.

Schmitz

Diesen Fall würde ich meinen. Was aber, - um das Beispiel umzukehren - herauskommt, wenn versucht wird mit Methoden, mit denen man im inter-

kulturellen Kontext arbeitet, ohne diese immer problemadäquat modifiziert zu haben, das läßt sich sehr schön sehen an einer Studie, die von amerikanischen Anthropologen in Schwaben gemacht worden ist. Spindler hat eine kleine Monographie herausgegeben, die er zusammen mit einer Reihe von Studenten dort erarbeitet hat, die dort gelebt haben. Wenn wir jetzt, sagen wir, als Westdeutsche, die den Schwaben doch in manchen Punkten, so möchte ich behaupten, etwas näherstehen als die meisten Amerikaner, diese Monographie lesen, dann können wir nichts anderes tun, als hell lachen. In solch einem Fall können wir einmal sehen, was herauskommt, wenn man die Methoden nicht entsprechend modifiziert, wenn man in der Explorationsphase zunächst nicht versucht, grundlegende Variablen aus dem Alltagsleben zu analysieren und herauszuheben. Insofern trifft der Vorwurf, den ich im Prinzip mache, nicht nur die Soziologie, hier die empirische Sozialforschung, sondern sie trifft auch Anthropologen, die, wie es an diesem Beispiel sehr schön zu sehen ist, z.T. genauso vorgehen.

Hellwege

Das ist ein generelles Problem. Darf ich noch einmal auf die Frage des Nachbarn zurückkommen: Sie sagen, daß man sich mehr haßt oder sich mehr beobachtet als vertraut. Wie würden Sie das nun, nachdem Sie das aufgrund Ihrer Interviews ermitteln, in eine Theorie von bäuerlichen Gesellschaften einbauen können?

Schmitz

Wissen Sie, zunächst muß ich Ethnographien vorliegen haben aus unterschiedlichen Kulturen über verschiedene bäuerliche Gesellschaften. Ein Problem wäre jetzt in der Tat inwieweit kann ich meine Arbeit, die dezidiert ganz bestimmte methodische Annahmen macht und bestimmtes methodisches Vorgehen impliziert, vergleichen mit den Arbeiten anderer Ethnographen. Wir sind innerhalb der Anthropologie viel zu sehr gebrannte Kinder, als daß wir glauben könnten, mit einem Vergleich könnten wir schon unter Umständen sogar Fehler in einzelnen Monographien beheben, indem wir darüber hinaussteigen. Bei einem sehr starken abstrakten Level könnte es möglich sein, solche Ethnographien mit einzubeziehen. Aber sobald es in detailliertere Analysen hineingeht,

wäre ich sehr vorsichtig, wenn ich nicht genau weiß, wie das methodische Vorgehen des anderen Ethnographen war. Es ist noch weiterhin die Frage, wenn wir gerade auf die Ebene solcher vergleichenden Arbeiten gehen, ob es nicht zusätzliche Variablen gibt, die bisher noch nicht berücksichtigt wurden. Die Frage, in welchem Kontext bäuerliche Gesellschaften gerade so reagieren und ob sie nicht in anderen Kontexten anders reagieren, wäre z.B. die Frage, wie heute in einem sehr stark gewandelten Kontext die Bauern im heutigen China reagieren im Gegensatz zum alten China. D.h., wenn wir solch allgemeine Aussagen über Bauerngesellschaften machen könnten, dann müßten wir davon ausgehen können, daß die Reaktionsweisen der Leute im alten wie im neuen China gleich sind. Es ist dann die Frage, falls sich Unterschiede erweisen, gibt es andere Variablen, die bisher noch nicht mit berücksichtigt wurden, die aber mit einbezogen werden müßten, um diese Unterschiede damit zu erklären.

Hellwege

Ist Ihre Wissenschaft so weit, daß sie Anleitungen, die dann entwicklungsstrategisch genutzt werden können, geben kann? Hat es Sinn, kooperative Bewegungen z.B. in Peru unter Indianern derartig zu forcieren? Würden Sie da ein Urteil schon geben können?

Schmitz

Ich würde zunächst einmal die Frage stellen, ob es sinnvoll ist, bei allen indianischen Gruppen so vorzugehen, z.B. wenn man es überträgt auf Süd-Ecuador, wo ich gearbeitet habe. Dort sind bei den Indigenas bis auf wenige Gelegenheiten der Fiestas u.ä. die Gemeinschaftsarbeiten vollkommen kaputtgegangen. D.h. die Versuche, die dann gestartet wurden, Kooperativen aufzumachen, sei es Weberkooperativen, sei es landwirtschaftliche Kooperativen, sind alle gescheitert, daß anschließend sich 2 oder 3 Leute von den Indigenas selbst aus dieser Kooperation zurückgezogen haben, aber das Kapital und den erworbenen Besitz mitgenommen und ihr großes Geschäft gemacht haben. Das mag an der nicht genügenden Absicherung im

juristischen Bereich liegen - solche Faktoren spielen da eine Rolle -, aber wir können nicht grundlegend davon ausgehen, daß in jedem indianischen Kontext Kooperativen erfolgreich sind. In Otavalo sind sie sehr erfolgreich, in manchen Teilen von Chimborazo auch. Aber ich möchte bezweifeln, daß zum gegenwärtigen Zeitpunkt in dem Gebiet von Saraguro unter diesen Indígenas eine Kooperative überhaupt eine Chance haben könnte.

Küchemann

Ich meine, das ist ja gerade das Grundproblem bei unserer Untersuchung, daß wir eben die Bildung neuer Normen und Wertsysteme untersuchen wollen, wie sie sich vollzieht innerhalb von solchen neugebildeten oder restrukturierten Indiogemeinschaften. Die sind ja ausgesprochen heterogen in ihrer Zusammensetzung, haben also teilweise einen Privatbesitz an Boden und teilweise ebenso in Nachbarschaftshilfebearbeitung, auf der anderen Seite haben sie Reste von kollektivem Besitz usw., das hat natürlich eine bestimmte Ausprägung auch in den gesellschaftlichen Normen und Werten zur Folge und da wird man einfach von hier aus nicht sagen können, wie jetzt die Leute reagieren werden bzw. ob es sinnvoll ist, das weiter zu führen. Aber mein Problem war an sich folgendes: noch mal zurück zur nicht-verbalen Kommunikation. Das ist etwas, worauf wir sicherlich in der Gegend, wo wir also empirisch arbeiten wollen, stoßen werden, und zwar hat ein Erziehungswissenschaftler dort inzwischen eine sehr gute Erhebung gemacht und hat etwa 800 Zeichen, Gesten untersucht, verschiedene Gesten, die also in irgendeiner Form eine Kommunikation ausdrücken sollen und die sind also verbal tatsächlich nicht sehr aktiv. Die Indios dort drücken sich auch sehr schlecht aus, mit einem sehr begrenzten Wortschatz und verfügen aber eben mehr über bestimmte Zeichen und Gesten. Haben Sie da irgendwelche Erfahrungen in Ihrer Arbeit in Ecuador? Wie kann man solche Sachen auswerten bezüglich der Analyse von Wertsystemen und Normen oder kulturellen Bedingungen, die dort existieren?

Schmitz

Ein Beispiel könnte vielleicht folgendes sein:

Was uns sehr eigenartig vorkommt, weil es uns nicht bewußt ist und was uns in der Kommunikation mit den Leuten sehr stört, das ist, daß Indígenas auf diesem Gebiet - ich kann mich nur auf dieses Gebiet beziehen - den Blickkontakt für Gespräche miteinander nicht benötigen, d.h., wenn man z.B. in einer Reihe hintereinander geht, die eine ganz bestimmte Ordnung impliziert. Anhand dieser Ordnungen, wie sie auch aufgezählt wird, und wer als erster geht, der dann den Ehrenplatz hat usw. können Sie einiges, was die Wertstrukturen anbelangt, auflisten. Aber zum Blickkontakt: Sie gehen also hintereinander, brauchen sich nicht anzusehen während des Gesprächs, reden aber die ganze Zeit miteinander und verstehen sich auch und es passiert auch nicht, daß jemand weggeht, der erste aber noch dabei ist zu erzählen. Das Ganze ist sehr auditiv. Wir dagegen brauchen zu Gesprächen mit diesen Indígenas immer wieder den Blickkontakt und würden es sofort interpretieren als Scheu, Zurückhaltung usw., wenn eine Person nicht bereit ist, uns zumindest hin und wieder in die Augen zu sehen. Frauen gehen nebeneinander manchmal und spinnen, während sie des Weges gehen, sehen sich dabei aber nicht in die Augen. Wir müssen uns ständig, selbst wenn wir nebeneinander gehen, zwischendurch zumindest immer wieder in die Augen sehen, um uns auch zu versichern, daß der Partner noch an unserer Kommunikation teilnimmt oder ob wir nur so vor uns dahinreden. Das wäre eine Beobachtung, die sehr wichtig ist. Was Gesten anbelangt, da könnte ich vielleicht ein sehr allgemeines Beispiel für Lateinamerika geben und eine - wie ich glaube - nicht uninteressante Eigenerfahrung anfügen! Die Geste, um jemanden herbeizurufen ist in vielen Ländern Lateinamerikas diejenige, daß der Arm lang herunterhängt und nur unten diese typische Handbewegung gemacht wird. Man zeigt also nie einer anderen Person die offene Hand, wenn man sie heranwinkt. Ich habe, vor allem in der Explorationsphase, immer wieder an mir selbst beobachten können, daß ich so einen Verzögerungsmoment hatte, bis ich den anderen verstanden hatte. Obwohl der andere sprachlich dasselbe ausdrückte, hatte ich trotzdem eine Verzögerungs-

phase, ihn zu verstehen, weil er diese Geste machte, die ich zwar vom Hörensagen her kannte, aber die hier halt nicht praktiziert wird. Ich habe an mir selbst beobachtet, daß diese Verzögerungsphase nicht mehr auftritt, sobald man selbst anfängt, diese Geste zu praktizieren, d.h. dann wird die Bedeutungszumessung zu einer bestimmten Geste spontan vorgenommen, und es treten keine Verstehensprobleme mehr auf. Das ist dasselbe Phänomen in anderen Regeln wie bei dem Hintereinandergehen, sobald Sie anfangen, das zu praktizieren, es auch wirklich zu habitualisieren, verstehen Sie die Indianer oder wissen besser, was die anderen damit ausdrücken wollen, wenn Sie z.B. den Gringo vorgehen lassen. Aber solange Sie selbst nicht in der Lage sind, das zu praktizieren, haben Sie immer wieder Probleme zu verstehen, ja, weshalb kommt der nun nicht an meine Seite, ich will mich doch mit ihm unterhalten.

Meyers

Ich hätte noch eine kleine Frage zu diesem Kontext des Abfragens. Dieses Konzept von geschlossener und offener Gesellschaft: hast Du damit etwas anfangen können in Saraguro oder in einem Nachbardorf?

Schmitz

Ich glaube zunächst einmal als Einstieg an unser Vorwissen, ist es schon relevant, weil man dadurch angeleitet wird, zunächst einmal gerade in der Explorationsphase auf ganz bestimmte Elemente innerhalb einer Gemeinschaft zu achten. Aber in der Forschung selbst und wahrscheinlich schon in der Explorationsphase wird es dann zu einer ganz spezifischen Modifizierung des Begriffs closed community oder open community kommen. Z.B. so wie Wolf versucht, es allgemein zu definieren in dem Aufsatz aus den 50iger Jahren, ist es zwar als generelles Konzept für den Einstieg brauchbar, aber jeder spezielle Fall benötigt eine neue Definition. Das Beispiel der Bauerngesellschaften, in denen vielfach beobachtet worden ist, daß es eben starkes Mißtrauen zwischen den einzelnen Familien gibt, ^{müßte} mit damit hineingezogen werden.

Meyers

Ich kenne das vom bolivianischen Altiplano oder zumindest habe ich das so mehr en passant mitgekriegt, daß da der Individualismus so stark ist, daß man sowohl von closed als auch von open community sprechen könnte. Es ist nur die Frage, wann treten sie als community auf? Wenn man ihnen Land wegnehmen würde oder wenn man sie bedrohen würde in ihrer Identität, die ja meistens mit dem Landbesitz verbunden ist, gerade da im Anden-Gebiet, dann würden sie auch als community auftreten und würden sich auch in der Interaktion mit Fremden vielleicht als closed community zeigen; also z.B. dem früheren Steuereinnehmer oder irgendwelchen offiziellen Personen gegenüber.

Schmitz

Das wäre ein Beispiel, das auf Saraguro nicht zuträfe. Wenn einer Familie Land weggenommen wird durch Weiße, wird diesem Weißen oder den Weißen nicht die community entgegenstehen, sondern nur die Familie. Die Familie ist ganz auf sich allein gestellt in der Verteidigung gegen den Weißen.

Hellwege

Hieße das - weil wir uns vor allem mit dem Problem Kreativität befassen wollen -, daß Gemeinschaftsbildung gefördert wird durch Rahmenbedingungen äußerer Art, die durch Druck gekennzeichnet sind? Auf gut Deutsch: Spontaneität ist unwahrscheinlich dort, wo Freiheit herrscht? Genossenschaftliche Organisation wird dort möglich, wo von außen Druck ausgeübt wird? Das wird Ihrer Frage im Prinzip zu entnehmen sein.

Schmitz

Aber welcher Art muß der Druck sein?

Hellwege

Sei es, daß dort die Existenznot wirklich greifbar ist, sei es, daß Wohnungsnot da ist, wenn es um neue Stadtviertel geht oder daß die politischen Rahmenbedingungen entsprechend sind.

Schmitz

Ja, wenn dieser Druck alle gleichmäßig trifft in einer *communidad*, dann können Sie unter Umständen davon ausgehen, daß es zu einem Zusammenschluß kommen würde.

Hellwege

Das hieße, daß man Druck erzeugen muß, um Genossenschaften mit zu begründen. Ich meine, die Frage ist, ist das brauchbar?

Schmitz

Nur die Frage, ob es dann noch sinnvoll ist ...

Meyers

Aber es ist interessant, wenn man indianische Rebellionen in der Geschichte mal abklopft auf den Auslösungs faktor. Es ist ja meistens so, daß nur in der konkreten Situation (Steuereintreibung, Census usw.) die Leute sich jetzt als Dorf motiviert fühlten, gemeinsam zu protestieren oder einen Aufstand zu wagen.

Hellwege

... während sie im Alltagsleben sich eben im Individualismus verlieren können...

Küchemann

Die auslösenden Faktoren für solche kollektiven Prozesse sind natürlich sehr unterschiedlich. Das kann tatsächlich, so wie Smelser das sah,

eine strukturelle Abhängigkeit sein, die im Moment dann plötzlich spürbar wird; es kann z.B. ein auslösendes Moment sein, daß jemand kommt und deren Vorstellungen, die noch nicht bewußt waren, mal formuliert und neue Interpretationsschemata praktisch bereithält.

Schmitz

Um vielleicht ein Beispiel, das in diese Richtung geht, nennen zu können: Mein Mitarbeiter, der selbstsicher genug ist, großes Mißtrauen anderen gegenüber zu haben, der selbst gerade auf dieser Basis des Alleinewirtschaftens gegen andere auch ein für dortige Verhältnisse schon beträchtliches Vermögen erwirtschaftet hat, ja so gesehen eigentlich mit dieser Vorgehensweise den besten Erfolg erzielte: Er fuhr mit mir nach Otavalo und sah nun in Otavalo wie der gesamte Markt, selbst große Teile des Gemüsemarktes, von Indígenas beherrscht wird, nicht von Weißen. In Saraguro ist es genau umgekehrt! Die Weißen beherrschen das gesamte Marktgeschehen. Ohne mein Zutun ist ihm dieser Unterschied so beträchtlich geworden, daß er gesagt hat, die Indígenas von Otavalo seien vereint: "son unidos". Das war seine eigene Bewertung der Situation. Deshalb kann es bestimmte Erfahrungen geben, die als Auslöser eingesetzt werden könnten, um bestimmten Gruppen klar zu machen, daß mit einer anderen Vorgehensweise, einer anderen Handlungsstrategie bessere Ergebnisse erzielt werden können, als mit der bisherigen.

Liehr

Es ist ja immer noch das Problem, wie sich aus kreativen oder auch kollektiven Prozessen soziale Kreativität herauskristallisiert und wie man dann den Sprung zur Bildung von Kollektiven oder sonstigen Formen der kreativen Sozialorganisation findet.

Schmitz

Ich glaube, ein Teil unserer Diskussion, Herr Hellwege, über das Problem der Vorgehensweise in der Geschichte zum Gegensatz zu der

Vorgehensweise hier, bestand aus dem Problem bei mir, zu verstehen, wie Sie jetzt nach offensichtlich neueren Methoden vorgehen und was Sie sich davon versprechen. Können Sie das noch einmal erläutern?

Heilwege

Bisher war wohl das gängige Verfahren, durch möglichst umfangreiche Quellenlektüre unter nach Möglichkeit Auslassung auch nicht des letzten greifbaren Artikels, des letzten Quellenstücks, sich soweit wie möglich in einen Kontext zu vertiefen, aus der Hoffnung, daß bei der Bewältigung dieser Knochenarbeit dann auch die Kategorien sich schon einstellen würden, nach denen sich dann das Konzept entwickeln ließe, welches zur Darstellung und zur Erläuterung dessen, was man sich dort angelesen hat, ausreichen würde. Von diesem Trugschluß ist man weitgehend, nun - Teile der Geschichtswissenschaft sind weitgehend davon abgewichen - und postulieren jetzt, was Sie forschungsleitende Interessen in Ihren Ausführungen nennen als erkenntnisleitende Interessen. Das heißt, daß man sich einmal darüber klar wird, welche Interessen man selbst bei der eigenen Arbeit hat. Diese können ideoidegebunden sein, brauchen deswegen nicht falsch zu sein, sondern daß man sie überhaupt problematisiert, und dann zugleich dabei beachtet, daß diese erkenntnisleitenden Interessen einmal Frageweisen eröffnen, zugleich aber auch Frageweisen verstellen oder unmöglich machen. Das ist die eine Seite, die andere Seite ist die bewußte Hypothesenbildung, die natürlich Plausibilität für sich in Anspruch zu nehmen hat. Das soll aber nicht heißen, daß sie deswegen schon richtig sei. Daß diese Hypothese auch mit großem Falschheitsrisiko behaftet sein kann, ist uninteressant, einfach weil es darum geht, irgendwo Meßdaten zu haben, von denen man ausgehen und anschließend alle Beobachtungen messen kann. Wenn sich dann dieser Messfall als so offensichtlich absurd erweist, dann muß man ihn halt ändern; so daß man da also sehr manövriertfähig wird in dem Aufbau von Hypothesen. Erst indem man dann Hypothesen verknüpft, kommt man allmählich zu einer Theoriebildung. Diese Theorie darf auch nicht mehr verlangen, als daß sie bestimmte Komplexe erklärt, aber auch weiß Gott nicht alles und nicht für alle Zeiten.

Aber eine bestimmte, begrenzte Reichweite was die Zeit und die Gültigkeit anbetrifft, sollte die Theorie haben. Und wenn man so eine Theorie gebildet hat, kann man noch einmal die Quellen durchfiltern unter diesem Kategoriengerüst und dann natürlich auch unterscheiden zwischen "nebensächlich" und "wichtig"; so daß es dann nicht auf Vollständigkeit hinausläuft, sondern auf Gewichtung der Beobachtung, die aber in ihrer Subjektivität letztthin überprüfbar bleiben soll.

Schmitz

Nun wird es aber wahrscheinlich so, daß diese Hypothese nicht so im trial- and error-Prozess gebildet wird.

Hellwege

Dem sollten Sie zumindest standhalten.

Schmitz

Aber Sie gehen doch auch von einer gewissen Vorkenntnis dessen aus ...

Hellwege

... der gesunde Menschenverstand soll ja nicht ausgeblendet werden. Natürlich gehen Sie von einem anderen Vorverständnis aus ...

Schmitz

... und dieses Vorverständnis kann auch eine gewisse umfangreiche Lektüre gerade der Quellen einbegreifen, auf die Sie sich später stützen wollen.

Hellwege

Es kann z.B. einbegreifen, daß Genossenschaften per se ein Unterschichtenphänomen sind, daß sie etwas Gutes sind und daß sie also

wirtschaftlichen Aufschwung mit sich bringen. Mit dem Gerüst können Sie durchaus 'rangehen. Aber m.E. wäre für unser Thema jetzt wichtig, diese Vorannahmen, die wir so einbringen (Genossenschaftsgedanke = Unterschichtenphänomen usw.), noch einmal einem kritischen Durchgang zu unterstellen, um zu zeigen, wie weit diese Vorannahmen bereits die "Verbiegung" bedeuten, und daß man dann, nachdem man diesen Durchgang gemacht hat, mit der Hypothesenbildung beginnen kann.

Schmitz

Vor diesem neuen Hintergrund, glaube ich, liegen unsere Vorgehensweisen gar nicht so weit auseinander.

Hellwege

Aber deswegen verdutzt es mich, daß Sie sich so sehr viel Mühe machten oder so sehr großes Gewicht darauf legten, dieses Milieu zu treffen, in das Sie sich hineinbegeben. Das wäre also, daß Sie die Erfüllung schon darin finden, daß der Indio einen als Gegenüber akzeptiert, vor dem er kaum Unterschiede macht. Das ist ja doch Ihre Tendenz. Die perfekte Forschungssituation ist demnach dann gegeben, wenn der Indio nicht nur die Augenbrauen runzelt, sondern sich so in der Signalgebung verhält, wie wir es annehmen, daß er es tätet, wenn er einen Indianer als Gegenüber hätte. Diesen Durchgang würden wir heute nicht als so fürchterlich entscheidend bei wissenschaftlichen Arbeiten ansehen. Ich glaube, daß Sie mir da zustimmen. Daß er nicht schaden kann, das ist akzeptiert. Aber das er sein muß, damit man überhaupt etwas machen kann, das würde man nicht mehr zugestehen.

Liehr

Gerade bei diesem Beispiel würde ich meinen, daß es doch zumindest für Ethnologen oder Ethnographen oder andere Kollegen wichtig ist, weil bei dem Forschungsobjekt (die Indianer Alt-Amerikas oder der modern indian, den man jetzt interviewen kann) eben diese Abwehrhaltung von vornherein angetroffen wird. Es ist Handwerkszeug ...

Hellwege

Ja, nicht mal das! Es ist Vorbereitung, damit Sie forschen können. Aber das ist noch nicht Wissenschaft, das ist nur Einfühlen, danach geht es erst los. Wenn Sie es so sehen: einverstanden!

Schmitz

Ist es aber nicht vielmehr so, daß die Situation der beinahe völligen Identität zwischen Befragten und Fragenden gar nicht angestrebt wird, sondern daß es vielmehr darum geht, Unterschiede oder Komponenten dieser Situation durch diese Explorationsphase zu erfassen, die in die Interpretation mit einfließen.

Hellwege

Sich seiner selbst in der Begegnung mit dem Indianer Rechenschaft zu geben, daß man die und die Schritte machen muß, das und das ausblenden muß, damit die Antwort kommt, wie sie der Indianer geben würde, wenn er die Illusion oder den tatsächlichen Eindruck hätte, ich sei auch ein Indianer, meinen Sie das? Aber um den Indianer adäquat zu verstehen, muß ich die Schritte im Gehirn oder im Verhalten machen, damit er mich als Indianer akzeptiert.

Schmitz

Es geht nicht darum, daß er mich als Indianer akzeptiert, sondern daß ich mir eben über gewisse Unterschiede bewußt bin.

Hellwege

Er sagt ja nur, das was er denkt in diesem Konstrukt, wenn er als Indianer akzeptiert wird, wenn er alles ausblendet oder alles überwindet, was ihn sonst zu bockbeinigem oder sonstigem Verhalten provozieren würde. Es ist beides drin.

Schmitz

Nein, er soll mich schon als Fremden anerkennen, und ich werde ja diese Barriere auch nie überwinden können. Deswegen sollten wir auch gar

nicht meinen, daß das erreichbar wäre! Nur die Situation, die reine Kommunikationssituation muß in den möglichen Variablen, die wir in der Explorationsphase kennenlernen können, in Gesprächen mit anderen möglichst weitgehend erfaßbar und kontrollierbar sein. D.h., ich muß annähernd wissen, wie sich die Leute äußern, wenn sie über ein bestimmtes Problem reden. Ich kann nicht mit Begriffen oder Worten, die zwar von der Real Academia oder was weiß ich wem akzeptiert werden, in die Feldforschung hineingehen und dann diese Frage stellen. Bestimmte Worte haben in bestimmten Kontexten für meinen Gegenüber eben nur ganz bestimmte Bedeutungen.

Hellwege

Der Historiker macht das auch. Dem wird auch immer gesagt: überlegt, in welchem Kontext, was will er damit, was ist das für ein Mann, für wen spricht er, wie ist sein Publikum, wie wird das verbreitet, was er sagt? Das sind dieselben Fragen, die wir auch auf Schritt und Tritt haben. Und wenn Sie soweit sind und dann die Aussagen gewichten können, dann beginnt erst die Verarbeitung. Vorher ist das alles wirkliches handwerkliches Geklappere. Es gehört ins Vorwort, dann kommt die Ausführung. Die Frage ist nur, ob Sie damit übereinstimmen, - das ist überhaupt kein Angriff - daß Sie uns vorhin praktisch das Vorwort zum Forschen geliefert haben; daß das nicht die eigentliche Forschung ist, sondern die Möglichkeit, die sich dem Sozialanthropologen oder dem Ethnologen stellt, damit er dann tatsächlich ungefilterte Aussagen bekommen kann.

Schmitz

Ja, ich würde folgendes sagen: Vorwort zur empirischen Forschung. Aber methodische Überlegungen sind Bereich und Gegenstand wissenschaftlicher Forschung!

Ich hätte ganz am Rande den entwicklungspolitischen Aspekt noch einmal etwas herausgehoben, den Sie auch ansprachen, Herr Hellwege. Die spezielle Situation, das Spezifische meiner Untersuchung war nämlich die Kommunikation. Es ist unheimlich wichtig, die Kommunikationsvorgänge

zwischen den Weißen, den Mestizen und den Indianern usw. in Ecuador von der Situation her zu kennen, wenn man den Anspruch erhebt, in die Sozialisation einzugreifen, durch Schule oder durch Alphabetisierung, usw. Hier würde ich sagen, daß der beste Historiker und Sozialwissenschaftler an einem Strang ziehen, wenn sie an die Arbeit herangehen mit dem Anspruch, irgend etwas Konkretes in entwicklungspolitischer Hinsicht zu tun.